Nicht f. d. Austausch

Der Arzt im Spiegelbild der deutschen schöngeistigen Literatur seit dem Beginn des Naturalismus

---

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der medizinischen Doktorwürde
an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

von

Fritz Wittmann
aus Frankfurt am Main

Tag der Promotion: 20. 10. 1936

Dr. Emil Ebering, Berlin NW 7, Mittelstraße 29.

755

Gedruckt mit Genehmigung
der
Medizinischen Fakultät der Universität Berlin.

Dekan: Prof. Dr. Magnus

Referent: Prof. Dr. Diepgen

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Die Arbeit erscheint in den Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften als Heft 18.

I. Vorwort.

Die Literatur ist stets der Spiegel ihrer Zeit gewesen; sie ist die größere und mächtigere Schwester der Tagespresse: beide haben ihren Ursprung in dem in ihrem Zeitalter gerade geltenden geistigen Strömungen, und beiden ist eine engverknüpfte Wechselwirkung eigen: sie entstehen aus dem Zeitgeist, der ihnen ihr typisches, eindeutiges Gepräge gibt — und sie beeinflussen diesen Zeitgeist wie es keine zweite Kraft vermag: die Presse mit unausgesetzt wirkenden kleineren Energien, während die Wirkung der Literatur auf die öffentliche Meinung von massiverer und tiefgreifenderer Art ist. Wenn in den nachfolgenden Ausführungen von der modernen Literatur gesprochen wird, so soll der Beginn der Moderne etwa mit dem Anfang des literarischen Naturalismus zusammengelegt werden, ohne daß hier natürlich eine genaue Grenzziehung möglich ist. Besondere Berücksichtigung sollen die „modernsten" literarischen Erzeugnisse finden, da sie ja besonders die zur Zeit noch aktuellen medizinischen Tagesfragen behandeln.

Wir möchten ausdrücklich bemerken, daß wir uns nicht anmaßen, als kompetente Beurteiler der schönen Literatur im Sinne ihrer Wertung als Kunstwerk aufzutreten, obwohl wir uns gelegentlich auch einmal als Laien in aller Bescheidenheit ein Urteil nach dieser Richtung erlauben. Wir sehen diese Romane, Novellen und Dramen ganz nüchtern von unserem ärztlichen Standpunkt darauf an, wieweit sie unser ärztliches Leben wahr oder verlogen, real oder idealisiert schildern und suchen von da aus die Frage zu beantworten, ob wir diese Literatur von hier aus als nützlich oder nachteilig für ihre Leser ansehen müssen.

Es gibt wenig Berufe, an denen das öffentliche Interesse so sehr Anteil nimmt, wie am ärztlichen. In den nachfolgenden Ausführungen soll nun festgestellt werden, welches Bild sich aus der modernen Literatur vom „Arzt und seiner Sendung" ergibt. Damit wird gleichzeitig untersucht, welche Kräfte am Werke sind, der öffentlichen Meinung das Bild des Arztes zu

vermitteln und in welcher Richtung dies geschieht. Die Ergiebigkeit dieser Werke für die Lösung des vorliegenden Problems ist außerordentlich wechselnd. Man kann nach dem Grad der Ergiebigkeit das Quellenmaterial geradezu in drei große Gruppen einteilen. In den zur ersten Gruppe gehörenden Werken wird den ärztlichen Figuren entweder nur eine Nebenrolle zugewiesen, und sie dienen überhaupt nur als Staffagefiguren oder aber es soll durch Arzt und Krankheit, durch Krankenhaus und Klinik und deren spezifische Art neuzeitlicher Romantik eine besondere Atmosphäre geschaffen werden, in der sich die Darstellung der Handlung besonders wirkungsvoll gestalten läßt. Dabei sind der Arzt und sein Beruf nur Mittel zum Zweck, und es wird zu ihnen daher auch gar nicht eindeutig Stellung genommen. In den Werken der zweiten Gruppe spielen zwar ärztliche Gestalten bedeutendere Rollen, manchmal sogar die Hauptrolle, aber ihre Darstellung ist so blaß und so landläufig, daß sich eine besondere Stellungnahme dazu erübrigt. Oft wird ein besonderer Arzttyp fast klischeeartig von dem im Grunde ganz verschieden gearteten Autoren dargestellt; so gibt es geradezu einen literarischen Typ des Hausarztes, des Krankenhausleiters, des Forschers usw. Die dritte Gruppe des Quellenmaterials, die die ergiebigste ist, setzt sich hauptsächlich aus den großen Arztromanen zusammen, wie sie sich besonders in dem Schrifttum der jüngsten Zeit finden. In diesen Romanen wird zu den ärztlichen und medizinischen Gegenwartsproblemen ausführlich und in den verschiedensten Richtungen Stellung genommen, und mit ihnen ist eine eingehendere Auseinandersetzung erforderlich. Die Verfasser dieser Romane sind zuweilen selbst Ärzte. Das erscheint aber für die Bewertung ihrer literarischen Erzeugnisse — vom Standpunkt unserer Untersuchung aus gesehen — eher ein Vorteil als ein Nachteil zu sein; denn etwa mangelnde Objektivität wird hier durch größere Sachkenntnis und besondere Vertrautheit mit den Fragestellungen weitaus ausgeglichen. Außerdem beeinflussen diese Schriften ärztlicher Autoren, deren Beruf die wenigsten Leser kennen, die öffentliche Meinung ebenso stark — wahrscheinlich sogar wegen der oben geschilderten Eigenschaften der Verfasser noch intensiver als die von Laien geschriebenen Werke.

II. Analyse der Quellen.

Es wurden folgende Werke untersucht:

d'Albert, Eugen	Die toten Augen
Algenstaedt	Frei zum Dienst
Andreas, Fred	Die Sache mit Schorrsiegel
Anton	Die Japanische Pest
L'Arronge, Adolf	Mappe eines alten Arztes
— —	Lehr- und Wanderjahre eines jungen Arztes
— —	Doktor Fritz
Baum, Vicki	Menschen im Hotel
— —	Zwischenfall in Lohwinkel
— —	stud. chem. Helene Willfüer
Bernstorff	Dr. Schall jagt nach Gift
Baumbach	Neue Wege
Bellamy	Dr. Heidenhoffs Wunderkur
Beyerlein	Stirb und werde
Brausewetter, Arthur	Halbseele
— —	Die große Liebe
— —	Der Kampf mit den Geistern
Breme, M. J.	Vom Leben getötet
Bröger	Bunker Nr. 17
Bruun, Laurid	Der unbekannte Gott
Bud, Elsa, Maria	Dr. Gallieni
Bürgel	Gespenster
Beste, Konrad	Das vergnügliche Leben der Doktorin Löhnefink
Carossa, Hans	Der Arzt Gion
— —	Dr. Bürgers Ende
Castell	Die Verfolgung
Claretie	Jean Mornas
Coellen, Grete	Doktor Fofumoff
Credé	§ 218
Carsten	Literarisches aus der Medizin, medizinisches aus der Literatur
Danöfen, Lydia	Der Scharlatan
Dehmel, Richard	Die Menschenfreunde
Diers, Marie	Lügendoktor
— —	Patienten des Doktor Ungemach
— —	Die sieben Sorgen des Dr. Joost
Dreyer	In Behandlung
Dunker, Dora	Dr. Stillfried
Ewers, Hanz Heinz	Fundvogel

— — . . . . . Das Wundermädchen von Berlin
— — . . . . . Alraune
Federer . . . . . Regina Lob
Finckh . . . . . Rosendoktor
— — . . . . . Die Jacobsleiter
Fontane, Theodor . . . . . Effi Briest
Frank, Leonhard . . . . . Der Mensch ist gut
Frappan-Akunian, Ilse . . . . . Arbeit
Ganghofer, Ludwig . . . . . Der hohe Schein
Geißler, Hans Wolfram . . . . . Weiß man denn, wohin man fährt?
Goldbaum . . . . . Medizin
Gräser . . . . . Der Frauenarzt
Grimm, Hans . . . . . Volk ohne Raum
Günther, Agnes . . . . . Die Heilige und ihr Narr
Gumberg, Adele . . . . . Morphium
Hackebeil, Margarete . . . . . Und wieder beginnt das Leben
Harich . . . . . Die beiden Czybulleks
Hauptmann, Gerhard . . . . . Die Insel der großen Mutter
— — . . . . . Atlantis
Heller . . . . . Marco Polos Millionen
Hesse . . . . . Der Kurgast
Hermann, Georg . . . . . Der kleine Gast
— — . . . . . Der Traum der Ellen Stein
— Max . . . . . Der Todeskandidat
Hildenbrandt . . . . . Hochstapler
Höcker, Paul Oskar . . . . . Fräulein Doktor
Holländer . . . . . Salomons Schwiegertochter
Hopfen, Hans . . . . . Das Allheilmittel
Hoster . . . . . Viele sind berufen
Jacques, Norbert . . . . . Doktor Mabuse
Johst, Julis . . . . . Er liquidiert
Karillon . . . . . O Domina Mea
— — . . . . . Dr. Viljo Ronimus
Katz . . . . . Lotte Lands Traum vom Glück
— — . . . . . Marionetten der Liebe
Keller, Paul . . . . . Ferien vom Ich
— — . . . . . Waldwinter
Klaß, Sophie . . . . . Im Nervenpavillon
Klitscher . . . . . Rittmeister Billerbecks neue Nase
Klöpfer . . . . . Luzifers Ende
Kolbenheyer . . . . . Der Stern des Paracelsus
Kraus, Hilde Maria . . . . . Ärztinnen
Kühn, Thusnelda . . . . . Der Inseldoktor
Kuhwald . . . . . Idylle vom Landarzt
Lambrecht, Hans Lorenz . . . . . Ingebrohk
Lehmann . . . . . Wir von der Infanterie
Linberg . . . . . Das Spital
Loessel . . . . . Das Recht auf den Tod
Lungwitz, Hans . . . . . Führer der Menschheit
Luß . . . . . Ärztestreik
Maartens . . . . . Heilende Mächte

Mann, Thomas	Zauberberg
— —	Die Buddenbrooks
Menger, Lisa	Die Wunderdoktorin
Meyrink	Golem
— —	Walpurgisnacht
Much, Hans	Vermächtnis
Müller, A.	Paracelsus und der Träumer
Müller, Hans	Der Schöpfer
Nassauer	Märtyrer
— —	Das Nessushemd
— —	Sterben, ich bitte darum
— —	Fronarbeiter
— —	Maler Grasali
— —	Der reiche Kaufmann und sein Arzt
— —	Dr. Döring
Neumann, Robert	Die Macht
Ohnet	Dr. Rameau
Oppenheim, Philipp	Der verschwundene Courier
Perutz, Leo, und Frank, Paul	Mangobaumwunder
Rema	Sanatorium Esperanza
Remarque, Erich Maria	Im Westen nichts Neues
Rehfisch	Der Frauenarzt
Renard	Der Doktor Lerne
Renn, Ludwig	Krieg
Rennefahrt	Der Massenmörder
Richard	Einer für alle, alle für einen
Richter	Frl. Doktor Gudovius
Riemann, Henriette	Schwestern der Vierten Armee
Rivus	Dr. Schäfer
Rosmer	Dämmerung
Rubiner	Jugendwunder
Sabott, Edmund	Kain, wo ist dein Bruder
Salburg, Edith	Humanitas
Schickele, René	Maria Capponi
Schloß, Maria	Der Herr Medikus
Schnitzler, Arthur	Paracelsus
— —	Dr. Graesler
— —	Traumnovelle
— —	Ruf des Lebens
— —	Das weite Land
— —	Der einsame Weg
— —	Vermächtnis
— —	Freiwild
— —	Professor Bernhardi
Schönherr	Narrenspiel des Lebens
— —	Herr Doktor, haben Sie zu essen
— —	Die Bilderschnitzer
— —	Die Hungerblockade
— —	Es
von Schullern	Ärzte
Simpson	Wenn zwei dasselbe lernen

Specht	Die Nase des Herrn Berger
Storm, Theodor	Bekenntnis
Thedering	Roman eines Landarztes
Thieß, Frank	Angelica ten Swaart
Thomas, Adrienne	Die Katrin wird Soldat
Unselt	Der Arzt aus Leidenschaft
Wassermann, Jacob	Etzel Andergast
Wedekind, Frank	Erdgeist
Weiß, Ernst	Georg Letham, Arzt und Mörder
Wells, H. G.	Dr. Mereaus Insel
Wendling	Der Doktor Dutzow
Wieland	Die Simulanten
Winckler	Dr. Eisenbart
Wolff, Friedrich	Cyankali
Zobeltitz, Fedor von	Die Brüder Larsen
Zweig, Stefan	Der Amokläufer
* * *	Hin und zurück Aus den Papieren eines Arztes.

Eine Untersuchung, die sich auf so zahlreiche und so verschiedenartige Quellen stützt wie die vorliegende, muß naturgemäß eine Mosaikarbeit sein; denn jedes Werk, das hier in seiner Bedeutung für das Thema ausgewertet wird, ist ja ein in sich abgeschlossenes Ganze, ein Organismus, der zu anderen Werken, die ebenso organisch und abgeschlossen sind, nur wenige und meist oberflächliche Beziehungen hat. Die Einzelselbständigkeiten der Quellen setzten dem Bestreben, sie einheitlich unter einem Thema zusammenzufassen, eine oft erhebliche Sprödigkeit entgegen, und die Zusammenfassung war daher manchmal nicht ohne kleine Gewalttätigkeiten durchführbar. Aber schließlich kristallisierte sich das Material doch um einige größere Gesichtspunkte, die als Kapitel lose zusammengefaßt werden konnten. —

In der Literatur ebenso wie im Leben bringt das Laienpublikum zunächst das größte Interesse dem frei praktizierenden Arzt entgegen, sei es nun, daß er als Hausarzt der alten Schule, als der vielbeschäftigte Landarzt, als der gehetzte Kassenarzt der Großstadt oder als der praktizierende Spezialist in Erscheinung tritt. Mit all diesen Arzttypen kommt der Einzelne täglich in Berührung, und sie sind deshalb seinem Verständnis und seiner Gedankenwelt am nächsten gerückt. Es ist sicher als ein gutes und gesundes Zeichen aufzufassen, daß in der modernen Literatur die Gestalt des alten Hausarztes, d. h. des Arztes aus der guten alten Zeit, sich einer besonderen Würdigung erfreut. Gewiß sind sich Ärzte und Laienpublikum über die Notwendigkeit einer Spezialisierung der ärztlichen Tätigkeit vollkommen klar — aber alle wissen auch, daß der Weg der Überspezialisierung, den die ärztliche Kunst in den letzten Jahren beschritten hatte, in eine Sackgasse geführt hat, und daß das Verharren in dieser Sackgasse der Leistungsfähigkeit der modernen Medizin und ihrem Ansehen bei dem Laienpublikum nicht geringen Schaden zugefügt hat. Am klarsten und prägnantesten hat dies Hoster in seinem großen

Arztroman „Viele sind berufen“ zum Ausdruck gebracht: „Die moderne Medizin hat eine bewundernswerte Höhe erklettert — sie wird nächstens überhaupt nur von Spezialisten beherrscht und ausgeübt werden können. Wenn Sie Pech haben und nicht sofort an den richtigen Spezialisten geraten, kann Ihnen passieren, daß ein Psychotherapeut, den Sie wegen Schluckauf und Kopfschmerzen aufsuchen, Sie ein Jahr lang hypnotischen Experimenten unterwirft, und daß Sie eines Tages tot umfallen, während der erste beste Internist Ihnen nach zehn Minuten gesagt hätte, daß Sie an Diabetes leiden, wofür das Insulin gut ist. Ich würde mich lieber von Hypokrates (sic!) behandeln lassen, als daß ich mein Herzleiden einem Chirurgen und mein gebrochenes Bein einem Internen anvertraute.“

Es sind zahlreiche Wege vorgeschlagen worden, von denen man hoffte, daß sie aus dieser Sackgasse herausführen würden, aber all diese Vorschläge haben sich als z. T. nicht durchführbar und teilweise als von falschen Voraussetzungen ausgehend erwiesen. So ist auch lebhaft der Gedanke erörtert worden, daß man zu dem alten Ideal des Hausarztes zurückkehren müsse. Dieser Vorschlag hat auf den ersten Blick viel Bestechliches, es muß aber grundsätzlich gesagt werden, daß das Hausarztideal in seiner alten Form doch nicht ganz das Ziel sein kann. Es ist nicht möglich, das Rad der Zeit zurückzudrehen und ein Berufsideal zu rekonstruieren, das von der Gegenwart durch tiefgeifendste Umwälzungen politischer, wirtschaftlicher und weltanschaulicher Art getrennt ist. Zutreffend und wünschenswert ist an dem Vorschlag sicherlich die Richtung, die er angibt, um aus den ungünstigen Verhältnissen herauszukommen. Es müßte aber ein neues Hausarztideal gefunden werden, das den veränderten Verhältnissen der Gegenwart entspricht. Diese grundsätzlichen Festellungen seien getroffen, bevor wir an die Betrachtung des ärztlichen Ideals herangehen, wie es in der modernen Literatur geschildert wird.

Um Längen und Wiederholungen zu vermeiden, seien hier auch die Schilderungen der schablonenhaften Darstellungen des Hausarztes vom alten Schlage vorweggenommen, wie sie nicht nur in literarischen Erzeugnissen geringeren Wertes, sondern auch in formal und inhaltlich bedeutendereren Werken immer

wiederkehren. Der Hausarzt wird dabei mit allen den guten Eigenschaften dargestellt, die nun einmal zu der Begriffsbestimmung dieser Arztkategorie gehören: er ist nicht nur der heilende, sondern auch der erziehende Freund seiner Patienten, und die besondere Bedeutung seiner Fürsorge liegt darin, daß sie sich nicht nur mit den Einzelnen befaßt, sondern der ganzen Familie gewidmet ist. Äußerlich wird er in der Literatur meist dargestellt als ein freundlicher, etwas behäbiger älterer Herr, der als Requisit aus der guten alten Zeit noch den Titel „Sanitätsrat" oder gar „Geheimrat" führt. Er ist stets ein lebenserfahrener und gütiger Mensch und immer — oft unbewußt und darum von um so größerer Wirkung — ein ausgezeichneter Psychotherapeut. Von der Vielbeschäftigkeit und der Hetze der modernen Art der Kranken-„Abfertigung" weiß er nichts; er hat grundsätzlich und immer unbeschränkt Zeit für seine Kranken zur Verfügung, und schon die Vorstellung, daß er seine ärztlichen Besuche mit Hilfe des Autos machen könnte, würde das Bild des Idylls empfindlich stören. Zur Schilderung seiner Persönlichkeit gibt es noch eine andere Schablone, die in der Literatur sehr häufig wiederkehrt: danach ist er ein ungeschlachter und gefürchteter Grobian, der aber hinter seiner rauhen Schale nur den weichen Kern seiner Menschenliebe und Gemütstiefe verbirgt. Ein wesentliches Attribut dieses Hausarztideals, das nicht zuletzt zu seiner Beliebtheit beigetragen hat, ist auch die Tatsache, daß die materielle Seite des Lebens mit ihren ehernen Notwendigkeiten ihn nicht berührt: er verschickt nur einmal im Jahr seine Liquidationen, wartet dann unbegrenzte Zeit auf deren Begleichung und setzt wohlwollend bei auch dann noch nicht zahlenden Patienten den guten Willen voraus und verzichtet auf irdische Belohnung seiner Mühen.

Nach dieser Manier wird mit nur geringen Variationen in der Darstellung der Hausarzt besonders in den „älteren" Werken der neuzeitlichen Literatur geschildert. Als die wichtigsten Vertreter dieser Schrifttumsgruppe seien hier genannt: Theodor Fontanes „Effi Briest", Adolf L'Arronges „Doktor Fritz", die „Lehr- und Wanderjahre eines jungen Arztes" desselben Verfassers und ebenso seine ergötzliche „Mappe eines alten Arztes". Auch

Thomas Mann hat sich teilweise dieser Schablone bei der Darstellung seines Dr. Grabow in den „Buddenbrocks“ bedient, aber hier erscheinen doch schon selbständigere Züge in der Gestaltung, die von der alten Manier abweichen. Dieser Dr. Grabow ist keine restlos sympathische Figur. Er ist der Hausarzt in der reichen Kaufmannsfamilie der Buddenbrocks, und er wird äußerlich als älterer soignierter Herr geschildert, der glänzende Tischreden zu halten vermag und es großartig versteht, in erlauchter Tafelgesellschaft Toasts auszubringen. Er besitzt eine ausgezeichnete Repräsentationsfähigkeit. Auch ist es beruhigend, ihn in der Nähe zu wissen; denn wenn er bei Krankheitsfällen mit seinen harmlosen Hausmittelchen nicht sofort einen durchschlagenden Erfolg erzielt, zieht er es vor, einen anderen, eben tüchtigeren Arzt zu Rate zu ziehen. Es ist überhaupt etwas Fossilhaftes in seinem Wesen, und er gehört beinahe schon mehr zum toten als zum lebenden Inventar der Buddenbrockschen Familie, die er bereits durch drei Generationen hindurch behandelt. Die Arztfiguren, die Thomas Mann schildert, sind nie ausgesprochen unsympathisch — er gibt ihnen oft recht angenehme und sogar liebenswerte Züge. Aber zum Schluß vergißt er nie, ihnen eine gemeinsame Eigenschaft zu geben, deren Eindruck schließlich doch über alle anderen vorherrscht, das ist die Eigenschaft menschlicher und ärztlicher Bedeutungslosigkeit. So sind seine Arztgestalten vielfach blutlos, schemenhaft und haben im Vergleich zu seinen übrigen Romanfiguren stets nur statistische Bedeutung. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß im „Zauberberg“ recht ausgiebig von Ärzten und medizinischen Dingen die Rede ist: man kann sich in sehr weitläufigen und wortreichen Ausführungen oft besser über einen Gegenstand ausschweigen als in knapper kennzeichnender Darstellung.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit Dr. Grabow hat der Dr. Pulvermacher in Holländers Roman „Salomons Schwiegertochter“. Seine medizinischen Kenntnisse haben ihre Mängel, aber dafür sind seine guten menschlichen Eigenschaften um so schärfer in der Darstellung herausgearbeitet. Dr. Pulvermacher ist ein quecksilbriger, jovialer Pykniker, der mit einer geradezu ziegenhaften Neugierde ausgestattet ist. In allen Häu-

sern, in die ihn sein Beruf führt, horcht er herum, daß ihm ja keine Neuigkeit entgehe! Er hat aber die schätzenwerte Eigenschaft, die Neuigkeiten, die er sich mühsam erschnüffelt hat, lediglich im Interesse der von ihm behandelten Kranken und deren Familien zu verwerten: er gleicht aus, vermittelt, berät und spielt in jeder Hinsicht die Rolle des ehrlichen Maklers. Ganz besonders erfreut ist er jedoch, wenn ihm seine gute Informiertheit gestattet, auch ein wenig Vorsehung zu spielen. Da nun Dr. Pulvermacher diese sonst so lästige Sucht nutzbringend und selbstlos anzuwenden versteht, ist er bei allen seinen Kranken wohlgelitten, so daß seinem Ruf selbst die bösen Zungen seiner zahreichen Feinde nichts anzuhaben vermögen, die ihm Oberflächlichkeit und fachliche Ignoranz nachsagen. Er hat eben das, was seinen medizinisch besser beschlagenen Freunden fehlt und was ihm seine Überlegenheit über sie sichert: er ist der bessere Psychologe.

Edith Salburgs Roman „Humanitas" ist eine Schwarz-Weiß-Darstellung mit all ihren Übertreibungen, auf denen die Wirksamkeit solcher Darstellungen beruht. Neben recht unsympathischen Arzttypen findet sich die Idealgestalt des Dr. Alfland, die schon eigentlich eine ärztliche Apostelgestalt ist. Dr. Alfland ist ein hemmungsloser Altruist, der alles, selbst das Letzte hergibt für die Armen unter seinen Kranken. Es ist gewiß etwas Erhebendes um diesen bedingungslosen Idealismus, aber in seiner Verkörperung durch den Dr. Alfland haftet ihm etwas Übertriebenes und sogar Krankhaftes an, wie es wohl bei allen Veranlagungen zum Maßlosen und Unproportionierten der Fall ist. Man hat beim Betrachten des Charakterbildes dieses Arztes das etwas peinliche Gefühl, daß irgend etwas in der Art der Darstellung nicht richtig ist; er hat nicht die herbe Güte des helfenden und heilenden Arztes, sondern im Wesen seiner Persönlichkeit liegt etwas Kitschig-Verschwommenes und Süßlich-Sektiererhaftes, das eher abstößt als Sympathie erweckt. Betrachtet man nun noch die anderen Arztgestalten in dem von einer Frau geschriebenen Roman, so muß man zu dem Schluß kommen, daß diese Art von Literatur dem Ansehen des Arzttums mehr schadet als nützt. Licht und Schatten scheinen äußerlich zwar gleich verteilt zu sein; denn der Gruppe absolut

schlechter Ärzte wie des Geheimrats Nötlich und seiner lebenslustigen Assistenten steht der überidealistische Alfland gegenüber. Die Verfasserin vergißt aber, daß bei einer Schilderung, in der menschliche Schwächen und Vorzüge quantitativ gleich auf beide Seiten verteilt sind, die weniger sympathischen Charakterzüge in dem unvoreingenommenen Beobachter einen viel nachhaltigeren Eindruck hinterlassen als die guten. An diesem ungleichen Kräfteverhältnis ändert auch die Tatsache nichts, daß es Alfland gelingt, den unbeständigen und etwa psychopathischen Dr. Wille auf seine Seite zu ziehen und zu seiner Berufs- und Lebensauffassung zu bekehren.

Große Ähnlichkeit hat Dr. Alfland mit einer Figur aus Laurids Bruuns religiösem Entwicklungsroman „Der unbekannte Gott". Diese Gestalt ist der Arzt Dr. Herz. Er selbst tritt nicht als behandelnde Person in dem Roman auf, denn er is z. Zt. der Handlung bereits tot: seine Tochter erzählt von seinem Leben und seiner Weltanschauung. Naturgemäß wird in dieser Situation auch nur von seinen guten Eigenschaften gesprochen: von seiner Güte und seiner rückhaltlosen Aufopferung für die Armen und von seiner harten und undankbaren Tätigkeit als leitender Arzt eines Armenkrankenhauses und so erhält auch dieses Bild etwas Unwirkliches und Störendes. Man vermißt bei soviel Licht zu sehr die Schatten; das Bild wirkt unplastisch. Freilich ist nicht zu vergessen, daß die Gestalt des Dr. Herz nur eine sehr kleine Rolle in Bruuns Roman spielt, deren Bedeutung über die einer Staffagefigur nicht hinausgeht.

Zu der in der Einleitung erwähnten, für die vorliegende Fragestellung wenig ergiebigen ersten Gruppe von Quellen gehört ein großer Teil der Schriften Arthur Schnitzlers. Seine Arztfiguren sind zwar sehr oft Träger der Hauptrollen in seinen Dichtungen, abe sie haben in ihrer Charakterzeichnung fast alle etwas Unausgesprochenes und Konstruiertes. Das mag zum Teil an der Schnitzlerschen Art der Schilderung liegen; er bevorzugt überwiegend die literarische Pastellmalerei. Da Schnitzler selbst Arzt war, nahm er großenteils seine Stoffe aus der ihm vertrauten ärztlichen Erlebniswelt; es kam ihm mit wenigen Ausnahmen jedoch nicht auf eine plastische Menschendar-

stellung an, sondern seine Stärke lag in der Schilderung schicksalhafter Verknüpfungen und menschlicher Verstrickungen. Er war hierin ein Jünger Hebbels, ohne freilich dessen Farbigkeit und plastische Darstellungskraft zu erreichen. So kommt es, daß die Arztgestalten in seinen Dichtungen fast immer nur eine episodenhafte Rolle spielen — die Stärke Schnitzler's war die Novelle. In seiner künstlerischen Auffassung, die weniger den Menschen als das Schicksal schildern wollte, liegt es begründet, daß die Handlung in seinen Dichtungen sich nicht zwangsläufig aus eindeutig dargestellten Charakteren ergibt, sondern der Autor setzt Charakterbild und Handlung oft beinahe beziehungslos nebeneinander; beide sind nicht mit innerer Notwendigkeit aufeinander festgelegt, und man könnte manche seiner Arztfiguren auf verschiedenen Dichtungen miteinander vertauschen, ohne daß dadurch die Eigenart seiner Dichtungen allzu sehr verändert würde. Eine einzige Ausnahme macht in dieser Hinsicht sein „Professor Bernhardi".

Es ist in der „Traumnovelle" ganz belanglos, daß Dr. Fridolins ärztliche und wissenschaftliche Arbeit angedeutet wird, das Problem dieser Dichtung liegt in dem Erlebnis, daß Dr. Fridolin in einem geheimnisvollen Club einer Wiener Vorstadt hatte und das ihm um sein seelisches Gleichgewicht gebracht hatte. — Im „Ruf des Lebens" wird das alte Problem behandelt, ob man einen nach menschlicher Voraussicht unheilbar Kranken bewußt töten darf, zumal wenn dieser für seine Umgebung eine große Plage und sogar einen schweren Schaden bedeutet. Zur literarischen Gestaltung dieses Problems in Schnitzlers Art ist die Figur eines Arztes erforderlich, der weich und innerlich etwas ungefestigt, gütig aus Nachgiebigkeit und aus einer falschen Humanitätseinstellung heraus ist: all diese Eigenschaften sind der Figur des Dr. Schindler mit auf den Weg gegeben, der so von vornherein etwas Zweckbestimmtes und Marionettenhaftes in seinem Wesen hat. Er ist kein Mensch von Fleisch und Blut, sondern eben eine Literaturgestalt. Im „Weiten Land" ist in der Person des Dr. Mauer ein Arzt dargestellt, der von äußeren und inneren Schwierigkeiten erdrückt wird. Es ist schwer zu sagen, ob hier der Ansturm der feindlichen Außenwelt einfach zu massiv war, daß er auch

einen Menschen von normaler psychischer Konstitution überrannt hätte, oder ob Dr. Mauer nur geistig und seelisch zu unbeweglich war, um den äußeren Belastungen zur rechten Zeit seine eigene Kraft entgegenzusetzen und Schläge zu parieren oder ihnen geschickt auszuweichen, je nachdem es die Situation erforderte. Er glaubte, jedes Hindernis im breiten Frontalangriff nehmen zu müssen und beachtete nicht die taktische Regel, daß man uneinnehmbare Festungen besser beiseite liegen läßt und den Feind im freien Felde umgeht. Was dieser Dr. Mauer an Starrheit und Unbeweglichkeit zu viel hat, hat der Arzt Dr. Neumann im „Einsamen Weg" zu wenig: seine moralische Anständigkeit beruht auf übergroßen Eigenhemmungen, er möchte ein kleiner Renaissancemensch sein, aber es fehlt ihm das seelische Ungestüm. So bleibt er nur ein unausgeglichener Psychopath. — Völlig ohne Skrupel ist die herzlich unsympathische Gestalt des Dr. Schmidt im „Vermächtnis". Er ist ein rücksichtsloser, egozentrischer Gewaltmensch, aber selbst nach dieser negativen Seite hin ist er ohne Größe; denn er ist brutal aus Beschränktheit, und die rücksichtslose Art, seine Umwelt zu behandeln, entspringt seinem völligen Mangel an Einfällen, sich auf andere Weise zu behaupten. So ist er eigentlich ein Spießer in billigster Ausgabe. — Eine ebenso wenig erfreuliche Erscheinung ist der Dr. Wellner in „Freiwild". Es ist engstirnig und eingebildet und hat diesem intellektuellen Nachteil keinerlei menschliche Vorzüge zum Ausgleich entgegenzusetzen. —

Die einzige Arztgestalt, deren Charakterzeichnung Schnitzler mit kräftigen und sicheren Strichen durchgeführt hat, ist die des „Professors Bernhardi". Professor Bernhardi ist ein zweiter Michael Kohlhaas, nur ist er lebensvoller und weniger paranoisch als der Kleistsche Querulant. Auch der Gerechtigkeitssinn des von Schnitzler dargestellten Arztes ist zwar etwas monomanisch, aber er kämpft in der hohen Auffassung, die er von seinen Berufspflichten hat, nicht für sein eigenes Recht, sondern für das Recht seiner Kranken und seine charakterliche Vornehmheit und die Lauterkeit seiner Gesinnung stellen ihn in moralischer Hinsicht auf eine bedeutend höhere Stufe als den Kleistschen Helden. Das Problem des Dramas

kommt in folgenden Ereignissen zur Darstellung: Der Krankenhausleiter und behandelnde Arzt Professor Bernhardi will eine Schwerkranke vor der letzten priesterlichen Handlung bewahren, da sie im Todeskampf durch hohes Fieber und eine Injektion in eine euphorische Stimmung versetzt ist und von ihrem nahen Ende nichts ahnt. Unter Berufung auf seine menschliche Pflicht und auf sein ärztliches Gewissen verweigert der Professor dem Geistlichen den Zutritt zu der Sterbenden. Diese ärztliche Absicht wird durch eine unbesonnene hysterische Krankenschwester vereitelt, und der Kranken wird ihr unabwendbares Schicksal offenbar: statt in Euphorie stirbt sie in Schrecken und Entsetzen vor der Todesnähe. Es kommt zum Prozeß gegen den Krankenhausleiter, dem man Verächtlichmachung und Nichtachtung der Religion vorwirft, und er wird durch Intrigen seiner Gegner, die die Situation geschickt zu nützen verstehen, verurteilt. Aber der beteiligte Priester führt eine Zusammenkunft mit dem Professor herbei und — das ist der Höhepunkt des Dramas — der priesterliche Feind des Arztes muß diesem das Zeugnis ausstellen, daß er als Arzt, dessen Beruf ist, zu h e l f e n , nicht anders habe handeln können und dürfen. So findet der Priester den versöhnenden Abschluß, daß er dem Gegner über den Abgrund zwischen beiden Weltanschauungen die Hand reicht: „Lassen Sie uns für einen Augenblick nicht hinabschauen!“ Professor Bernhardi hat bei aller Achtung vor der Religion und ihren notwendigen Einrichtungen seine Entscheidung mutig und ohne Rücksicht auf die Folgen getroffen. Die Folge des bitteren Gesetzes, daß sich „eng im Raum die Sachen stoßen“, ist der traurige Schluß, daß dieser von wahrhaft menschlichen Empfindungen beseelte Arzt nicht nur seine Stelle als Krankenhausleiter verliert, sondern auch ins Gefängnis wandern muß.

Wenig sympathisch ist der alte Sanitätsrat, den R i c h a r d D e h m e l in seinem Drama „D i e M e n s c h e n f r e u n d e“ darstellt. Dehmel hat hier nur kritisiert, aber seine Kritik ist Verzerrung und krasse Einseitigkeit. Der alte Sanitätsrat, den der Autor als der Hausarzt des kranken, reichen Mannes schildert, ist ein plumper, taktloser und ewig ahnungsloser alter Narr, dessen Schilderung schematisch übertrieben und un-

glaubhaft erscheint. Es wirkt auch sehr unwahrscheinlich und reichlich theatermäßig, wenn der Sanitätsrat gerade in dem Augenblick, in dem man den reichen Mann als Mörder und Erbschleicher entlarvt hat, zu dem armen Deliquenten die lichtvollen Worte spricht: „Aber, mein lieber Kommerzienrat, was haben Sie denn, was erregen Sie sich? Denken Sie bitte an Ihre Nerven... Und was ist denn los mit Ihren Pupillen? Da muß ich doch gleich mal Reflexprobe machen. Schwester Anne, holen Sie mal einen Spiegel!“ Daß der Ausspruch medizinische Unmöglichkeiten enthält, mag man dem Verfasser nachsehen, denn ein Theaterstück ist kein Lehrbuch der Nervenheilkunde. Aber mit derselben Unbekümmertheit, mit der hier blühendster sachlicher Unsinn geschrieben wird, wird eben auch ein ganzer Berufsstand in Bausch und Bogen verurteilt und lächerlich gemacht. — Dem Kommerzienrat wird schließlich auch der Prozeß gemacht, aber er wird wegen seiner Bedeutung, die er gesellschaftlich und wirtschaftlich für das Land hat, freigesprochen. Gleich nach der Haftentlassung findet sich der Sanitätsrat wieder bei ihm ein und spricht wieder Worte von tiefster Abgründigkeit: „Und dann, mein teuerster (ist das wörtlich aufzufassen?) Patient, wie gesagt, ich liebe die Friedensbewegung — denn, wie gesagt, Ihre Ruhe gefällt mir nicht, kommt mir nach all dem Trara etwas unheimlich vor. Hatte eigentlich nach der vertrackten Affäre eine Art Nervenbelebung (!) für Sie erwartet. Drückt Sie vielleicht ein geheimer Schmerz? (!!) Nur nichts in sich fressen, Verehrter! Trinken Sie öfter ein Gläschen Champagner, und sprechen Sie sich mit jemand aus, wenn die Geschichte Sie noch immer wurmt... Spotten Sie nur, das ist gut gegen Blutstockung, wir müssen uns hüten, Verehrter, vor Apoplexie.“ Die Methode, einen seelisch vollkommen Erschöpften freundlicherweise darauf aufmerksam zu machen, daß ihm auch noch die Gefahr drohe, einen Schlaganfall zu bekommen, spricht nicht sehr für die psychotherapeutischen Fähigkeiten des alten Sanitätsrats und noch weniger für sein menschliches und ärztliches Taktgefühl. Als der Kommerzienrat den Arzt fragt, was ihn denn eigentlich reize, ihn gesund zu machen, erhält er die zynisch dumme Antwort: „Aber er-

lauben Sie, Bester, bedenken Sie: ich bin doch immerhin Vorstandsmitglied der Gesellschaft der Menschenfreunde! Jahresbeitrag fünfzig Mark . . .! Ungerechnet die Liebesmähler (Regievorschrift: der Sanitätsrat trinkt aus und steht eilfertig auf:) also wohl bekomms, meine Herren; mehr als guten Rat kann ich leider nicht geben (verbeugt sich lächelnd, geht händeringend ab).“ — Ein schlechter Arzt! Und ein noch schlechteres Stück! Dehmel stellt hier den Arzt lediglich als einen Scharlatan und Schwätzer und als einen ausgemachten Hohlkopf und ahnungslosen Trottel dar, dessen mit wichtigtuerischer Jovialität vorgetragene Binsenweisheiten deplaciert und peinlich wirken.

Einen ähnlich kümmerlichen Vertreter des Ärztestandes schildert Meyrink in seinem Roman „Walpurgisnacht“. Sein Dr. Thaddäus Flugbeil, „Leibarzt des Kaisers“, ist ein engstirniger Geselle, der seinen Mangel an Intelligenz mit einer maßlosen Eitelkeit zu kompensieren versucht. Das einzig Sympathische an ihm ist die Tatsache, daß er sich schließlich doch noch zu der Erkenntnis durchringt, daß er ein sinnloses und verlorenes Leben gelebt hat.

Innerlich steht dem Dr. Thaddäus Flugbeil der alte lasterhafte Medizinalrat Goll nahe, den Wedekind in seinem „Erdgeist“ schildert. Nicht ganz so schlimm ist der Sanitätsrat Wallbrecht in Baumbachs „Neue Wege“. Er ist eine jener im Grund schwachen und unsicheren Naturen, die ihre nächsten Familienangehörigen tyrannisieren und schikanieren müssen, damit sie sich selbst immer wieder zu dem Irrtum überreden können, daß sie starke und ausgeprägte Persönlichkeiten seien, die ihre Umwelt nach ihrem eigenen Bilde formten. So zwingt er seinen Sohn, der künstlerische Neigungen und Begabungen hat, Medizin zu studieren; daß der junge Wallbrecht die Ärzte und ihren Beruf nicht gerade hoch einschätzt, kann man ihm nicht übel nehmen — er beurteilt eben alles, was mit Medizin zusammenhängt, nach dem ungünstigen Vorbild, das ihm sein Vater täglich bietet. Die Tatsache, daß schließlich seine Braut an einer Behandlungsmethode stirbt, die sein Vater erfunden hat, ist auch sehr wenig dazu angetan, seine Achtung vor dem ärztlichen Beruf zu erhöhen. Dies furchtbare Ereignis dient aber doch dazu, den Hochmut und die klein-

liche Herrschsucht des Sanitätsrats zu brechen. Im Grunde ist das Arzttum hier gar nicht so sehr von der Kritik betroffen, wie es zunächst den Anschein hat; denn Charaktere mit solch egozentrischen Neigungen gibt es ebenso in allen anderen Berufen. Der Held des Baumbachschen Dramas ist zufällig Arzt, und zwischen seiner unerfreulichen charakterlichen Veranlagung und seinem ärztlichen Berufe bestehen keinerlei Beziehungen. — Dasselbe gilt für Maria Schloßs Novelle „Der Herr Medikus". Es hat natürlich gar nichts mit Arzt und Arzttum zu tun, daß ein alter Mann ein junges Mädchen liebt, es heiratet und dann an dem aus dieser Verbindung entstehenden Konflikt zugrunde geht; diese menschlichen Verstrickungen sind unabhängig von Beruf und Stand — ist doch selbst der „abgeklärte" Geheimrat Goethe dem gleichen Schicksal nur sehr gegen seinen Willen entgangen.

In Federers Roman „Regina Lob" ist zwar sehr viel die Rede von dem Arzt und seinem Beruf, ohne daß sich aber daraus irgendwelche neue Gesichtspunkte ergeben. Das Hauptthema dieses Romans bilden die menschlichen Schicksale des Dr. Imber und nur das Milieu ist ein ärztliches. Literarisch hat der Roman ein beachtliches Niveau, aber für die vorliegende Fragestellung ist seine Bedeutung beschränkt. Dr. Imber ist ein sympathischer Durchschnittsmensch, dem es nach mancherlei „Irrungen und Wirrungen" doch noch gelingt, die Jugendgespielin Regina Lob heimzuführen — vom ärztlich-menschlichen Standpunkt aus gesehen interessiert er weniger. Max Herrmann schildert einen ausgezeichneten Arzt in seinem Roman „Der Todeskandidat". Dieser Arzt ist fast eine Idealgestalt: es gelingt ihm, einen unrettbar dem Tode Geweihten die Wahrheit über seinen Zustand zu sagen und ihn doch durch seine kluge und verständnisvolle Seelenführung soweit zu bringen, daß er den Tod und die Angst vor dem Tode überwunden hat, bevor dieser kommt, und daß er ruhig und gefaßt stirbt. Es lag natürlich nicht in der Absicht des Verfassers, damit den Grundsatz aufzustellen, daß der Arzt dem Patienten immer und unter allen Umständen die Wahrheit über seinen Zustand sagen müsse. Dies ist aber in dem von ihm geschilderten Fall möglich und heilsam, weil Arzt und Patient beide ent-

sprechend ausgereifte und gefestigte Persönlichkeiten waren. Wenn auch diese Frage von Fall zu Fall entschieden werden muß, so dürfte es sich doch empfehlen, im allgemeinen den von Schnitzlers Professor Bernhardi eingeschlagenen Weg zu gehen und evtl. auch das Odium der „Unaufrichtigkeit" auf sich zu nehmen; denn bekanntlich vertragen ja die Patienten, die immer auf ihre Seelenstärke hinweisen, die „volle Wahrheit", die sie um jeden Preis hören wollen, am allerwenigsten.

Der recht interessante und auch literarisch ganz wertvolle Roman „H i n u n d z u r ü c k", der den Untertitel führt: „Aus den Papieren eines Arztes", ist von einem anonymen Autor verfaßt. Man könnte das Buch einen religiösen Entwicklungsroman nennen: ein aus sehr frommem Hause stammender junger Mann, der ursprünglich zum Theologen bestimmt war, studiert aus Neigung Medizin, er kommt nach schweren inneren Kämpfen zu einer liberal-theologischen Einstellung. Trotz seiner schweren inneren Zerrissenheit wird er ein sehr tüchtiger Arzt, und sein Beruf, der ihn vollkommen ausfüllt, muß ihm zunächst Ersatz sein für den verlorenen Glauben seiner Jugend. Von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht, erkennt er aber schließlich, daß dieser Ersatz kein vollwertiger ist, und es gelingt ihm nach zahlreichen Irrungen, sich wieder zu den Anschauungen des orthodoxen Christentums durchzuringen. Die Handlung des Romans spielt nicht in kirchlichen Kreisen, sondern in denen der sog. „Gemeinschaftsbewegung", die etwa um die Jahrhundertwende aus der orthodoxen protestantischen Kirche hervorgegangen war und sich schließlich von der Kirche abgesondert hatte, deren Religiosität den Anhängern der neuen Bewegung zu formal und äußerlich erschien. Die Bewegung hat einen besonderen puritanisch-pietistischen Einschlag, die zwar Arzt und Arzttum nicht feindlich oder direkt ablehnend gegenüberstehen, diesen Beruf aber doch häufig mit einer gewissen Reserve und oft auch mit Mißtrauen betrachten, weil sie in vollkommener Verkennung der Sachlage in der Wissenschaft im allgemeinen und in der medizinischen Wissenschaft im besonderen ein ihrer Religiosität feindliches Moment erblicken. All diese Gedankengänge spielen in dem Buch eine Rolle und kommen in Handlung und Charakterschilderungen zum Ausdruck.

Aus religiösen Gründen hat sich auch „Doktor Fofumoff“ in Grete Coellens Roman dem Arztberuf ergeben. Für ihn wird allerdings das kirchliche Dogma ersetzt durch das der rückhaltlosesten Nächstenliebe. Dr. Fofumoff ist zweifellos eine wertvolle Persönlichkeit, aber er ist Russe, und seine völlige Hingabe an den Dienst am Nächsten, die er geradezu mit religiösem Fanatismus betreibt, ist asiatisch — sie hat etwas Übertriebenes, manchmal schon fast ans Hysterische Grenzendes, wie man es vielfach bei den Menschen Dostojewskis findet. Dr. Fofumoff opfert alles, seine Kraft und Gesundheit, sein außerordentliches ärztliches Können und sein und seiner Familie Gut für die Armen unter seinen Kranken. Bei aller inneren Hochachtung, die man vor diesem Idealismus empfindet, stört das Empfinden der Maßlosigkeit und der Hemmungslosigkeit, das sich dem Beobachter immer wieder aufdrängt. Sympathisch wirkt Fofumoffs Apostelgestalt allerdings durch die gute und männliche Art, in der sie ihren Kampf führt. Dieser Kampf konnte nicht ausbleiben; denn die Rücksichtslosigkeit sich selbst und seiner Familie gegenüber, mit der Fofumoff seine Ideale zu verwirklichen sucht, ist die Quelle zu unzähligen Konflikten. Schließlich trägt er aber doch durch die Reinheit seiner Ziele und durch die Makellosigkeit seines Charakters den Sieg über alle äußeren Schwierigkeiten und sogar über die Herzen seiner Widersacher davon.

Männlicher und ungebundener erscheint die Gestalt des Landarztes in Maria Diers' „Patienten des Doktor Ungemach“. Sie schildert den Landarzt so, wie man ihn sich vorstellt und wünscht: er ist keine ätherische Gestalt mit einem imaginaren Heiligenschein um das Haupt, der aus irgendwelchen übertriebenen idealistischen Vorstellungen heraus zum Menschenbeglücker und Weltverbesserer wird — sondern dieser Landarzt ist eine beinahe bäuerlich-derbe Gestalt, ein Mensch mit einem runden Kopf, der mit beiden Beinen fest auf der Erde steht und vorzüglich in die Welt paßt. Das hindert aber durchaus nicht, daß er feinempfindend ist und eine Kinderseele hat. Seine Grobheit, die er öfters an den Mann bringen muß, weil ihn seine Bauern dann besser verstehen, wirkt nicht verletzend, denn er hat nicht nur den Mund, sondern auch das Herz auf

dem rechten Fleck. Ein Mensch von anderer Bauart könnte schwerlich den Platz dieses Landdoktors ausfüllen. Zu all den psychischen Anforderungen, denen er gewachsen sein muß, kommen medizinisch-fachliche Schwierigkeiten; er ist völlig auf sich selbst gestellt; denn Spezialisten und Krankenhäuser gibt es in der Nähe seines Arztsitzes nicht. Er kann sich auch nicht mit spezialistischen Feinheiten befassen, weiß aber dafür vorzüglich, wie er es anstellen muß, um seinen Kranken in der gegebenen Situation wirklich zu helfen.

Sehr gut wird das schwere Tagewerk des Landarztes auch in den „Sieben Sorgen des Doktors Joost“ von derselben Verfasserin geschildert. Diese „Sieben Sorgen“ sind die sieben unmündigen Töchter des früh verwitweten Arztes, deren Erziehung ihm manches Kopfzerbrechen bereitet und ihn manches finanzielle Opfer kostet. Aber unverzagt geht er seiner schweren Berufsarbeit nach, und es gelingt ihm schließlich auch, seine Kinder zu selbständigen und wertvollen Menschen zu erziehen. Freilich drohen ihn oft die Sorgen um das tägliche Brot fast zu Boden zu drücken. Dr. Joost ist eine liebenswerte Erscheinung: er ist ein schwerblütiger, ernster Mensch, der die Schwierigkeiten in seiner Familie und im Berufe nicht leicht nimmt, aber doch genug hartnäckige Zähigkeit und Beharrungsvermögen besitzt, um alle zu überwinden.

Ein Gegenstück zu dem schweren und unbeweglichen Doktor Joost ist der unausgeglichene, ewig hin und her getriebene Dr. Lorum in Karrillons „O Domi'na Mea“. Er hat sich noch ziemlich jung und mit großen beruflichen und menschlichen Idealen ausgestattet als Landarzt niedergelassen. Mit seinen geringen Erfahrungen glaubt er, daß sich die Welt nach seinen Idealen richten müsse und ist verzweifelt und ratlos, als er sieht, daß alles ganz anders ist, als er es sich vorgestellt hat: Die Menschen, mit denen er als Arzt zu tun hat, sind anders, die Kollegen sind anders, und der Beruf des Landarztes ist anders, als er ihn sich gedacht und gewünscht hat. Aufs schwerste von der Welt enttäuscht, mit der er sich nicht abfinden kann, gibt er seine aufblühende Praxis auf und geht als Schiffsarzt zur See. Nach wechselvollen Erlebnissen auf seinen Seereisen kommt er in die Heimat zurück. Aber auch hier ist es ihm

nicht vergönnt, endlich zur Ruhe zu kommen; denn neues Leid erwartet ihn: seine Braut stirbt an den Folgen einer unglücklich verlaufenden Myomoperation. So ist ihm der einzige Mensch genommen, dessen Liebe seinem schwankenden Wesen noch eine gewisse Festigkeit und Zielsicherheit gab, und verbittert und verzweifelt kehrt Dr. Lorum dem Arztberuf den Rücken und zieht als Wanderprediger eines Mönchordens wieder in die Welt. — Der Verzicht und die Abkehr von dem ärztlichen Beruf, in der eine gewisse resignierende Geringschätzung desselben liegt, wirkt in Karillons Buch zunächst etwas demonstrativ. Aber beim genauen Zusehen trifft einen großen Teil der Schuld an Dr. Lorums Unglück keineswegs den Arztberuf und die Medizin an sich: die Veranlassung zu seinem Scheitern liegt eben in seiner psychopathischen Unausgeglichenheit und an seinem starrköpfigen Festhalten an Idealen und Anschauungen, wie er sie sich wünscht. Er kann sich nicht damit abfinden, die Menschen und Gegebenheiten so zu nehmen, wie sie nun einmal sind. Er versteht nicht die Forderung des Tages. Daß er sich schließlich gerade dem Beruf eines Wanderpredigers widmet, darf wohl in diesem Zusammenhang beinahe als symptomatisch aufgefaßt werden.

In Kuhwalds „Idylle vom Landarzt“ spielt der Kampf des Arztes gegen Krankheit, gegen Wind und Wetter, gegen menschliche Verständnislosigkeit und Undankbarkeit eine große Rolle. Neue Gesichtspunkte in bezug auf das Thema der Ausführungen ergeben sich jedoch aus dem Buch nicht, das mehr auf Milieuschilderung als auf Charakterzeichnung eingestellt ist.

Dasselbe gilt auch für die im nächsten Abschnitt besprochenen Schriften. Vom ärztlichen Idealismus bis zur heroischen Selbstaufopferung ist Schönherrs Doktor Walder in seiner Tragödie „Die Bildschnitzer“ erfüllt; ärztlichen Gerechtigkeitssinn bis zum Fanatismus zeichnet derselbe Autor in seiner „Hungerblockade“ und in dem Schauspiel „Es“. Die Arzttypen, die in diesen Werken dargestellt sind, werden selbst nicht sehr detailliert geschildert: die Wiedergabe ihres Arzttums, ihrer Berufsauffassung und ihrer Menschlichkeit ist in dem dramatschen Verlauf ihrer Monomanie des Opferwillens,

des Gerechtigkeitsfanatismus und des medizinischen Dogmenglaubens hineingepreßt. In diesen drei Werken Schönherrs sind die Arztgestalten sittlich hoch entwickelt, wertvollste Persönlichkeiten, die eben an dieser einseitigen Überentwicklung scheitern. Sie gehen gewissermaßen an ihrem idealistischen Übermenschentum zugrunde. Daß sie untergehen müssen, ist ein Naturgesetz; denn alle Übertreibungen und Unausgeglichenheiten stören das Gleichgewicht der Natur: Wenn der Arzt aus der „Hungerblockade" sein eigenes Kind sterben läßt, weil er den andern kranken Kindern nicht die Milchration schmälern will, und wenn der schwer tuberkulosekranke Arzt in „Es" das keimende Leben in seiner Frau tötet, weil er fanatisch an das Dogma von der Unfehlbarkeit der Vererbungslehre glaubt, so mag das vom Standpunkt der ärztlichen Ethik gesehen verständlich und vielleicht auch gut sein — aber es schlägt den natürlichen Forderungen des Lebens ins Gesicht. Diese Forderungen sind jedoch wichtiger als pseudomoralische menschliche Notgesetze, die sich zwar mit dem Verstande ausgezeichnet begründen lassen, dabei aber das Gebot des Instinkts mißachten, der zuverlässiger ist als der Verstand. Hans Much hat das schöne Wort geprägt vom Verstande, der „nur ein Diener des Instinkts sei und nicht einmal sein bester."

Einen besonders wertvollen Beitrag zu der Schilderung der Mühseligkeiten und Beschwerden, denen der Landarzt ausgesetzt ist, aber auch des hohen menschlichen und wissenschaftlichen Idealismus, dieser Arztkategoie hat Vicky Baum in ihrem vielgelesenen Roman „Zwischenfall in Lohwinkel" geliefert. Es kann dem Roman wirklich nicht nachgesagt werden, daß die hier interessierenden Probleme mit einer seltenen inneren Wahrhaftigkeit geschildert werden. — Die Hauptfigur ist der Landarzt Dr. Persenthein. Er betreibt seine Praxis in dem kleinen Dorf Lohwinkel, das abseits der großen Verkehrswege liegt und von der übrigen Welt fast vergessen ist. Der Landarzt Dr. Persenthein steht wirklich auf verlorenem Posten. Das ist nicht nur kulturell der Fall, sondern auch wirtschaftlich, denn seine Einkünfte sind so gering, daß sie nicht einmal ausreichen, den Unterhalt für die kleine Familie des Arztes — er hat nur noch seine Frau und ein Kind zu versorgen — zu bestreiten.

Außer den üblichen Schwierigkeiten, die nun einmal zum Landarztberuf gehören, bereitet ihm die Belegschaft einer großen Fabrik in Lohwinkel große Sorgen: es herrscht unter den Arbeitern eine bisher noch nicht näher erforschte Gewerbekrankheit, die unter dem Bild einer schweren Anaemie verläuft. Die eifrigen Bemühungen des Dr. Persenthein, diese Krankheit zu studieren und zu bekämpfen, stoßen auf die Schwerfälligkeit und den Unverstand der Arbeiter, die in dem Arzt ihren Feind sehen, dem sie nach Möglichkeit zu schaden versuchen. Sie glauben, daß er ihnen die kleinen wirtschaftlichen Vorteile, die ihnen manchmal aus ihrer Krankheit erwachsen, auch noch fortnehmen will, und sie wollen nicht begreifen, daß sie solche sehr zweifelhaften Vorteile hundertfach mit ihrer Gesundheit bezahlen müssen. Auch die Einsichtigen unter ihnen sind zum mindesten mißtrauisch und innerlich ablehnend. Die Stimmung in der Belegschaft gegen den Arzt ist zeitweise so feindselig, daß es fast zu Gewalttätigkeiten kommt. Die Sicherheitsvorschriften im Betriebe, die der Arzt gibt, erscheinen den Arbeitern als überflüssige Schikane, und dem Fabrikanten sind sie ein Dorn im Auge, weil sie Geld kosten. Der wissenschaftliche Idealismus des Dr. Persenthein ist jedoch so groß, daß er sich von allen Schwierigkeiten nicht abschrecken läßt, obwohl sie ihn enttäuschen und erbittern. Trotz seiner schweren und aufreibenden Tätigkeit in der Landpraxis bringt er seiner wissenschaftlichen Arbeit das erforderliche Opfer an Zeit, indem er die Nacht zum Tage macht, und trotz dem Übelwollen seiner Arbeiterpatienten mietet er sich ein wenig gut beleumdetes Subjekt aus ihren Reihen, an dem er die Anwendbarkeit und den Erfolg seiner Heilmethode studiert. Dieser Arbeiter war durch seine Krankheit arbeitsunfähig geworden; nun lebt er also von der eigenartigen Stellung, die er bei dem Arzt einnimmt. Die Versuche, die an ihm vorgenommen werden, sind durchaus harmloser Art; es handelt sich um rein diätetische Experimente, die jedoch mit großer Exaktheit durchgeführt werden müssen und ein strenges Befolgen der ärztlichen Vorschriften erfordern. Die Versuchsperson weiß das, aber sie versucht die Arbeit des Arztes in heimtückischer und gehässiger Weise zu erschweren oder gar unmöglich zu machen, indem sie heimlich seine Vor-

schriften ignoriert oder das Gegenteil dieser Vorschriften tut. Obgleich das Halten der Versuchsperson an des Arztes geringe Barschaft große Opfer stellt und ihm so viel persönlichen Ärger wie nur möglich bereitet, muß er mit ihr seine Experimente durchführen, denn es wird sich unter der ganzen Belegschaft kein Arbeiter finden, der sich sonst zu den Versuchen hergäbe. Auch das weiß der gemietete Arbeiter und sein persönliches Verhalten im Hause des Arztes ist daher um so anmaßender und rücksichtsloser. Dazu kommt, daß der Ärger und die Schwierigkeiten in der Landpraxis des Dr. Persenthein immer größer werden. Die Indolenz des Fabrikanten und seiner Familie wird nahezu zu offener Feindschaft, als der Arzt einen häufig wiederkehrenden und etwas rätselhaften Krankheitszustand des jüngsten Sohnes dieser Familie durchschaut und richtig beurteilt; der kleine Neuropath kennt die Wirksamkeit der Methode der „Flucht in die Krankheit" vorzüglich und bestätigt die Anwendung automatisch und ausgiebigst, sobald sich irgendwelche Schwierigkeiten zeigen, wie sie besonders das Schulleben mit sich bringt. — Alle diese Hindernisse verzögern den Fortgang seiner wissenschaftlichen Arbeit erheblich, und so muß Dr. Persenthein die große Enttäuschung erleben, eines Nachts, als er müde und abgehetzt von der Praxis nach Hause kommt und ein Heft der „Münchner Medizinischen Wochenschrift" durchblättert, die Ergebnisse seiner Forschungen bereits von anderer Seite veröffentlicht zu sehen. Alle Opfer an Hartnäckigkeit, Zeit, Geld und selbst das größte Opfer, das er seiner Arbeit gebracht hat: die Entfremdung von seiner Familie, schienen umsonst gewesen zu sein. Unter dieser schweren neuen Belastung wäre er fast zusammengebrochen, wenn nicht das Schicksal neue und noch schwerere Anforderungen an seine seelische Spannkraft gestellt hätte, die die Mobilisierung auch des letzten Widerstandswillens erzwingen. Das Geschick droht, ihm seinen kostbarsten Besitz zu nehmen, nämlich seine Frau, die einen Augenblick in der Gefahr schwebt, ihre Neigung an den Führer einer Filmgesellschaft zu verlieren, welcher in der Nähe des Dorfes verunglückt ist und von Dr. Persenthein ärztlich versorgt wird. Die Gefahr wird jedoch abgewendet durch die Liebe der Arztfrau zu ihrem Manne. Durch die Filmgesellschaft ist ein

bedeutender Wissenschaftler in das Provinznest gekommen, der Dr. Persentheins Begabung und seine hohen menschlichen Eigenschaften erkennt und ihn zu seinem Mitarbeiter macht. Das Bild dieses charaktervollen Arztes, das bei aller Herbheit außerordentlich sympathisch wirkt, konnte am besten durch die Wiedergabe der schwierigen Situation zur Darstellung gebracht werden, die er durch seine überzeugungstreue Beharrlichkeit und Seelengröße überwand. In dem Buche Vicky Baums werden die ärztlichen und ärztlich-sozialen Fragestellungen mit einer außerordentlichen Sachkenntnis und Wirklichkeitstreue geschildert. Vor allem wird aber hier dem ärztlichen Berufsstand ein Zeugnis ausgestellt, wie man es in einer solchen Rückhaltlosigkeit und Eindeutigkeit in der schöngeistigen Literatur nicht allzu oft wiederfindet. — Den umgekehrten Berufsweg wie Dr. Persenthein geht Thederings Held in seinem „Roman eines Landarztes". Er stammt vom Lande: er ist ein Kind der Heide. Da er sehr begabt und auch sehr fleißig ist, steht ihm eine glänzende Universitätslaufbahn bevor — aber da kommt die Sehnsucht nach der Heide über den jungen Forscher, der sich in dem nervenaufreibenden Großstadtbetriebe nie zu Hause gefühlt hat, und er folgt diesem Zuge und läßt Universitätskarriere und Wissenschaft im Stiche, weil ihn auch die Angst gepackt hat, daß er darüber seinen wirklichen ärztlichen Beruf vergessen könnte. So geht er als Landarzt in die verwaiste Praxis seines Vaters. Die Schilderung dieser sympathischen und natürlich empfindenden Arztgestalt ist schlicht, einfach und wahrheitsgetreu.

In Ganghofers Roman „Der hohe Schein" schindet und plagt sich der alte Landarzt nicht wenig, um auch den von seinem Arztsitz weit entfernt lebenden Gebirgsbewohnern Hilfe zu bringen. Er ist ein kluger, welt- und menschenerfahrener Mann, dem die Freude an seinem Beruf über alle Unbequemlichkeiten hinweghilft und ihn zum zuversichtlichen und fröhlichen Helfer macht; sein ausgeglichenes Menschentum läßt ihn auch noch da wenigstens Linderung der Not bringen, wo alle menschliche Hilfe zu spät kommt.

Eine Arztgestalt, die mit der des Dr. Persenthein menschliche Ähnlichkeiten aufzuweisen hat, ist die des jungen Arztes

Wendlings in „Der Doktor Dutzow“. Sehr schweren Herzens verzichtet er auf die wissenschaftlich-forschende Tätigkeit, aber es fehlen ihm die finanziellen Mittel zum akademischen Leben. So geht er aufs Land und läßt sich in einem kleinen mecklenburgischen Dorf nieder. Nach anfänglichen Schwierigkeiten ist jedoch die Umstellung vom Wissenschaftler zum helfenden Arzt vollzogen, und er erringt sich die Liebe und das Vertrauen seiner Patienten. Später kommt der Wunschtraum seiner Jugend wenigstens teilweise noch zur Verwirklichung. Er übernimmt die Leitung eines Sanatoriums im Thüringer Wald und kann den geliebten Beruf nun mehr unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausüben, als es dies in der Landpraxis in Mecklenburg möglich war. An der Feinheit und der Wirklichkeitstreue der Darstellung und an der guten Vertrautheit mit der Materie ist sehr wohl zu bemerken, daß das Buch von einer kundigen Hand geschrieben ist. Die Verfasserin ist die Gattin eines Arztes, und man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß ihrer feinen und klugen Erzählung viel wirklich Erlebtes zugrunde gelegt ist.

Georg Hermann schildert in seinem künstlerisch wertvollen Roman „Der kleine Gast“ die menschlich schöne Gestalt des jungen Lungenarztes Dr. Spanier. Seine besondere Liebe zu Kindern kennzeichnet sein Wesen. Er verfügt über alle Voraussetzungen zu einer erfolgreichen Tätigkeit: höchste ethische Berufsauffassung, große Intelligenz, eine ausgezeichnete intuitive Begabung, die Dinge gleichsam von innen heraus zu erschauen — und außerdem hat er eine ausgezeichnete Vorbildung bei guter wissenschaftlicher Befähigung. Trotzdem hat auch dieser sympathische Arzt Mißerfolge, und schwere Nackenschläge bleiben nicht aus, aber er überwindet sie leicht, denn er ist sich der Grenzen seines Könnens und der ärztlichen Möglichkeiten überhaupt bewußt und verlangt in schöner innerer Harmonie vom Schicksal nicht mehr, als es ihm freiwillig zu gewähren bereit ist.

Eine ebenso harmonische, in sich geschlossene Persönlichkeit ist die des Augenarztes Rockenstiel in Finkhs Roman „Die Jacobsleiter“. In diesem Buch versteht es der Arzt schon durch seine freundliche Gegenwart und seine ruhige Art

des Umgangs mit Kranken diesen Vertrauen und Zuversicht einzuflößen. Auch er verfügt freilich über eine angeborene ärztliche Begabung, die er mit einer ausgezeichneten Vorbildung in den verschiedenen ärztlichen Disziplinen unterbaut hat, bevor er sich seinem Spezialgebiet, der Ophthalmologie, endgültig widmete; dazu kommt, daß seine äußeren Lebensumstände denkbar glücklich sind. Es gelingt ihm, seinem starblinden Großvater das Augenlicht wiederzugeben, und er darf auch seine Jugendliebe heimführen und so die ersten Stufen der „Jacobsleiter" erklimmen.

Die Erscheinung des Kinderarztes Dr. Kielgast in Algenstaedts Roman „Frei zum Dienst" ist eine Idealgestalt. Hier ist neben der natürlichen Herzensgüte dieses wundervollen Arztes das Moment der persönlichen Opferbereitschaft, der völligen Rücksichtslosigkeit der eigenen Sicherheit und Gesundheit gegenüber noch mehr herausgearbeitet. Frei zum Dienst, das heißt hier: frei von jeder Rücksichtnahme auf das eigene Wohlergehen und völlige Hingabe an den Dienst am Krankenbett.

Heinz Lorenz Lambrecht hat einen Roman aus dem Weltkrieg geschrieben, der an dieser Stelle sowohl wegen der Eigenart seiner Komposition als auch wegen des Materials interessiert, das er zu der vorliegenden Fragestellung liefert. Der Roman heißt: „Ingebrohk. Woher, wohin?" und führt den Untertitel „Roman eines verschütteten Lebens". Es wird die Geschichte eines deutschen Soldaten erzählt, der durch eine schwere Verschüttung sein Gedächtnis verloren hat; die Orientierung über seine Persönlichkeit, seine Vergangenheit, seine Erziehung, die ihm die Gemeinschaft mit andern Menschen und die Kultur gegeben hatte, ist ausgelöscht. In diesem bemitleidenswerten Zustande findet er sich als Kriegsgefangener wieder in einem französischen Lazarett. Die Militärärzte können mit dem eigenartigen Befund wenig anfangen, aber zufällig haben sie von einem alten Landarzt gehört, der in einem Ort hinter der Front die Zivilbevölkerung — soweit sie nicht geflohen ist — ärztlich versorgt und über besondere Kenntnisse in psychiatrischen Fragen verfügen soll. Zu diesem alten Arzt wird der Kriegsgefangene Ingebrohk gebracht. Man hat ihm den merkwürdigen Namen gegeben, weil es das einzige

Wort ist, das er sprechen kann. Es ist eine Erinnerungsinsel, die er aus seinem verschütteten Leben mit hinüber gerettet hat, nämlich eine Verstümmelung des Namens seines Kindes, das ihm zuhause geboren wurde, während es an der Front lag und das auf seinen Wunsch „Ingeborg" getauft worden war. Der alte französische Landarzt erkennt, daß in diesem verzweifelten Falle nicht die Wissenschaft zu helfen berufen ist, sondern nur sehr große Menschenliebe und unbeirrbare Geduld hier etwas auszurichten vermag. So nimmt er den Kriegsgefangenen bei sich auf, lehrt ihn mühselig seine Sprache und erzieht den ausgewachsenen Mann, als ob es sein eigener Sohn sei. Unter der fürsorglichen Pflege des alten Arztes entwickelt sich Ingebrohk langsam wieder zu einem vollwertigen Menschen, der es später sogar zu ansehnlichen Leistungen bringt und schließlich auch wieder in die Heimat und zu seiner Familie zurückfindet. — Wenn das Werk auch nur die literarische Bedeutung eines gutgeschriebenen Unterhaltungsromans besitzt, so verleiht ihm doch die Schilderung der Menschenliebe des alten Dorfarztes einen besonderen Wert.

In dem etwas abenteuerlichen Roman „Atlantis" von Gerhard Hauptmann spielen die Ärzte eine zwar recht kleine, aber doch nicht unbedeutende Rolle. Doktor Wilhelm, der Schiffsarzt der „Roland", und der Bakteriologe Dr. von Kammacher sind unter der Besatzung die einzigen, die bei dem Untergang des Schiffes nicht von der Panik erfaßt sind und es durch ihre Unerschrockenheit bewerkstelligen, daß ein Rettungsboot zu Wasser gebracht wird und so wenigstens eine kleine Zahl von Passagieren gerettet werden kann.

Hesse zeichnet in seiner launigen Skizze „Der Kurgast" seinen Arzt, der ihn wegen einer Ischias behandelt hat. Es ist eine weniger in die Tiefe gehende als humorvolle Schilderung, von der immerhin zu berichten ist, daß Arzt und Patient sich ausgezeichnet verstehen und schließlich beide mit freundliche Sympathie voneinander scheiden.

Eine andere Badearztfigur ist von Arthur Schnitzler in „Doktor Graesler" dargestellt. Graesler ist ein guter Art mit ausgezeichneten medizinischen Kenntnissen, aber er ist zugleich ein schwacher, ungefestigter Mensch, der sich nicht

entschließen kann, der von tausend Erwägungen und Gegenvorstellungen gepeinigt wird, der dauernd Angst vor der eigenen Courage hat; er ist ein Charakter mit übergroßen Hemmungen, dessen Wesensart schon hart an der Grenze des Psychopathischen hinneigt.

Einen sehr hübschen Unterhaltungsroman hat Horst Wolfram Geißler in seinem Buch „Weiß man denn, wohin man fährt?“ geliefert. Er schildert hier einen „Riviera-Doktor“, der keineswegs wie sein von dem Schweden Seegercrantz geschilderter Kollege ein Scharlatan ist. Er ist der vornehme Arzt ausschließlich reicher Patienten, zu dessen ärztlichem Rüstzeug es beinahe gehört, über weltmännische Umgangsformen und über die Kunst zu verfügen, jede Situation spielend zu beherrschen. Da er aber auch wissenschaftlich von untadeligem Ruf ist, kann er es sich leisten, ohne durch diese Offenheit eine Beeinträchtigung seiner Praxis befürchten zu müssen, einer neuropathischen depressiven Patientin in seiner feinen konzilianten Form zu sagen, daß ihrer Depression einzig und allein durch einen Mann abgeholfen werden könne.

Die Stellung eines Außenseiters nimmt in menschlicher Hinsicht der Arzt in Vicky Baums Roman „Menschen im Hotel“ ein. Sein tragisches Geschick und die Art, wie er damit fertig wird, erweckt Sympathie und Mitgefühl. Vor dem Kriege hat er sich in den Kolonien herumgetrieben, allerdings schon damals ohne zur Seßhaftigkeit zu gelangen. Während des Krieges hat er eine schmerzhafte Verwundung davongetragen, die ihn zum Morphinisten gemacht hatte, und nach dem Kriege gehörte er zu der großen Zahl derjenigen, die nicht mehr den Anschluß gefunden hatten — den Anschluß an die bürgerliche Welt, an den Beruf und an das tätige Leben. Mit den Mitteln, über die er noch verfügt, führt er nun ein freudloses Dasein in Hotels, weil ihn die innere Unrast doch nie an einem Ort verweilen läßt. Das Schlimmste aber ist seine grenzenlose Einsamkeit. Er hat keinen Menschen, mit dem er umgeht; er schämt sich seiner Vereinsamung, und in schüchterner Hilflosigkeit geht er täglich ins Vestibül des Hotels und fragt den Portier, ob Post für ihn gekommen sei. Er weiß genau, daß keine Post für ihn da ist, denn es gibt niemand auf der Welt,

der Veranlassung hätte, ihm zu schreiben. Der lebenserfahrene Portier weiß das ebenso gut und lächelt mitleidig über den unglücklichen Einsamen. Nur einmal wird der Arzt gebraucht, als der krebskranke Kringelein, den der Tod schon gezeichnet hat, der aber vorher sein Leben noch einmal genießen will und seine dürftigen Ersparnisse verjubelt, als dieser im Grunde ebenso einsame Kranke ihn in einem schweren Schmerzanfall rufen läßt und um seine ärztliche Hilfe bittet. Der Augenblick, in dem er dem Todkranken die lindernde Injektion geben darf, ist einer der wenigen schönen Momente in seinem glücklosen Dasein. Dann versinkt er wieder in die graue, bewegte Masse der „Menschen im Hotel".

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dieser Wesensart hat die Gestalt des Doktor Nauheim in Nassauers Roman „Das Nessushemd". Doktor Nauheim ist von einer Ruhelosigkeit gequält, die ihn nirgends seßhaft werden läßt. Er ist nacheinander praktischer Arzt und Frauenarzt, dann treibt es ihn zur theoretischen Medizin, und er wird Bakteriologe, und schließlich geht er zur Bekämpfung der Schlafkrankheit in die Tropen.

In seinem Kurzdrama „Wenn zwei dasselbe lernen" schildert Simpson äußerst schematisch und wenig treffend zwei Arzttypen. Er wendet die Technik der Schwarz-Weiß-Darstellung an, die in ihrer übertriebenen Eindeutigkeit hier oft beinahe grotesk wirkt. Besonders mißlungen erscheint die Zeichnung des Doktor Lieseke, der den Typ des schlechten Arztes verkörpern soll, des medizinischen Handwerkers mit handwerksgerechter Berufsauffassung. Hier muß schon die Technik der Darstellung an sich zu Schiefheiten und Ungerechtigkeiten führen. Überhaupt: es gehört eine außerordentliche schriftstellerische Begabung dazu, um das Problem „Arzt und Mediziner" in wenigen Grundstrichen in einem „Schnelldrama" sachlich richtig und erschöpfend zur Darstellung zu bringen.

Bei diesem Werk stehen literarische Form und die schwer faßbare Problematik des Inhalts in einem solchen Mißverhältnis zueinander, daß eine Dissonanz nicht vermeidbar ist.

Finkhs schönes Buch „Der Rosendoktor" ist in der lyrisch-abgeklärten Manier Hermann Hesses geschrieben

und ist auch vom Autor diesem Dichter gewidmet. Der Lebensweg, den der Rosendoktor — man nennt ihn im Dorfe auch manchmal den Rosennarren — zu seiner abgeklärten Überlegenheit geführt hat, war nicht ganz so hell und freundlich, wie sich sein Schicksal noch für ihn gestaltet. Es war vielmehr eine Kette von Verzichten: Verzicht auf den geliebten Beruf, Verzicht auf die geliebte Frau und Verzicht auf das Leben, wie es der spätere Rosendoktor gern geführt hätte. Es reihte sich eine Entsagung an die andere, und die Art, in der er sich schließlich die schwer errungene Lebensanschauung erhält und sie sich immer wieder neu erkämpft, schließt doch eine wehmütige Trauer um alles Verlorene in sich ein. Daß sich der Rosendoktor überhaupt zu der überlegenen Klarheit durchgerungen hat und die ungeheure Kraft der Entsagung hat aufbringen können, beweist seine große Seelenstärke, der er auch zuletzt seine großen ärztlichen Erfolge verdankt.

Als nicht völlig gelungen kann man Schnitzlers Versuch ansehen, die Gestalt des „Paracelsus“ dichterisch zu erfassen und auszuwerten. Es ist ja die unumgängliche Gefahr bei allen historischen Romanen, Charaktere und Begebenheiten verflossener Jahrhunderte mehr oder weniger willkürlich durch die Brille des Zeitgeistes der Gegenwart zu betrachten und, da nun einmal beide nicht adäquat sind, Verzerrungen und Unwahrscheinlichkeiten zu erhalten.

Schon früher hatte A. Müller ohne Erfolg den Versuch gemacht, dem großen mittelalterlichen Arzt in seinem dramatischen Traumspiel „Paracelsus und der Träumer“ gerecht zu werden. — Die Literatur der Gegenwart hat aber doch ein Werk hervorgebracht, das geeignet ist, die Gestalt des großen Magiers menschlich und medizinisch näher zu bringen.

Das ist Kolbenheyers großer Roman „Der Stern des Paracelsus“. Hier ist Paracelsus' Leben in vielfarbigen Erscheinungsformen dargestellt, aus denen der Autor die Mosaik seines Bildes kunstvoll zusammenstellt: Paracelsus als fahrender Schüler, als wilder Student in Padua, als ungebärdiger Stadtphysikus, der sich von dem hohen Rat und der Bürgerschaft der Stadt Basel keine Vorschriften machen läßt, weil er weiß, wer er ist; Paracelsus in der Officin, als der Dämonische,

als der begnadete Seher und der Geschlagene, Unstete und Heimatlose, der große Mensch, der Wissenschaftler und der Scharlatan wider Willen.

In ähnlicher Weise schildert Winckler die Gestalt des „Doktor Eisenbart" in einem umfangreichen historischen Roman, der aber bei weitem nicht das künstlerische Niveau des Kolbenheyerschen Buches erreicht.

Zwei hervorragende Berliner Arztgestalten aus den Sturmtagen des März 1848 zeichnet Ewers in seinem Drama „Das Wundermädchen von Berlin". Es sind der Professor der gerichtlichen Medizin, Geheimrat Kasper, und der bekannte Psychiater Ideler, der damals Chefarzt der neu gegründeten psychiatrischen Abteilung an der Charité war. Beide sind als gütige, wahrhaft ärztlich denkende Menschen dargestellt. Der Verfasser zeichnet in seinen übrigen Werken die Ärzte sehr viel weniger freundlich.

Im „Fundvogel" schildert derselbe Autor einen Arzt und Forscher, der in seiner Experimentierleidenschaft auch nicht vor Gewalttätigkeiten und Verbrechen zurückschreckt. Er ähnelt in seiner ganzen Charakterstruktur dem Gynäkologen ten Brinken aus der „Alraune", von der später noch die Rede sein wird.

In dem Textbuch zu Eugen d'Alberts Oper „Die toten Augen" schildert er den Arzt Ktesiphar, dessen Kunst die Aufgabe nicht zu lösen vermag, der blindgeborenen Myrtocle das Augenlicht wiederzugeben. Doch spielt der Arzt hier nur eine kleine Staffagerolle und ist dementsprechend nebensächlich und unscharf gezeichnet.

Eine schöne Anerkennung zollt Hans Grimm in seinem vielgelesenen Roman „Volk ohne Raum" in der Schilderung des sympathischen Doktor Reinhart dem Arzttum. Doktor Reinhart ist einer der Deutschen, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts die alte Heimat verlassen hatten, weil sie ihrem Betätigungsdrang zu eng und begrenzt worden ist. Er hatte sich als Arzt in einer der Südafrikanischen Burenrepubliken niedergelassen. Den Burenkrieg machte er, wie viele Deutsche, die damals in dem Staate der Südafrikanischen Union lebten, in einer deutschen Formation mit. Er wurde verwundet und ge-

riet in englische Gefangenschaft. In dem Gefangenenlager auf St. Helena ist der Arzt Dr. Reinhart der Freund und Kamerad seiner Mitgefangenen, der viele vor der Verzweiflung in dem eintönigen, zermürbenden Gefangenendasein bewahrt. Sehr gut und lebenswahr geschildert ist die Art, in der er seinen unglücklichen, von der Sorge um ihre in Konzentrationslagern untergebrachten Familien zerquälten Kameraden hilft, ihre seelische Not zu tragen. Abends, wenn die Sehnsucht und die Not der Gefangenen am größten und fühlbarsten ist, setzt er sich zu ihnen, und es gelingt ihm, „mit rasch zudringenden geschickten Fragen Verharrschung auf Verharrschung von des Mannes Seele zu lösen und sein ganzes Leben rückwärts zu durchschauen, die einzelnen Auftritte und ihre Veranlassungen, wie sie ein jedes Dasein hat, und dann im Großen: Folge, Folge, Folge. Die ganze Schnur von Folgen bis zu den Ursachen". Man könnte diese Art der Seelenbehandlung „Psychoanalyse" nennen, wenn dieses Wort nicht schon Schlagwort geworden wäre für ein vertracktes, schillerndes, zwitterhaftes Geistesprodukt, das bald als wissenschaftlich-religiöses Dogma, bald als psychotherapeutische Methode, bald als Weltanschauung die Geister verwirrt und das heute Losungswort für den Seelenarzt und morgen Modewort für den Seelenverkäufer ist. Mit diesem Wort und seinem Inhalt hat der schlichte Arzt Dr. Reinhart nichts zu tun. Er gehört nicht zu „jenen Ärzten, die aus ihrer wichtigtuerischen Erlernung einer mühsamen Wissenschaft heraus meinen, sie hätten bei der Erschaffung der Welt schon eigentlich neben dem Schöpfer gestanden". Doktor Reinhart ist von anderer Bauart; er hilft durch sein harmonisches, ausgeglichenes Menschentum, durch Kräfte, die er selbst in sich trägt, durch die seelische Energie seiner ausgereiften Persönlichkeit. Es kommt ihm gar nicht zum Bewußtsein, daß er Psychoanalyse treibt. Das Sympathischste aber an ihm ist die Eigenschaft, von der Goethe sagt, daß sie die Grundlage aller Persönlichkeitswerte sei: Die Ehrfurcht! Er gehört zu den leidenschaftlichen Merkern, daß der Verwunderlichkeit kein Ende ist, und daß „es köstlich ist, immerfort im Vorhofe des Geheimnisses dienen zu dürfen".

Hans Grimm hat in der Gestalt des Doktor Reinhart dem deutschen Arzttum und insbesondere dem deutschen Kolonial-

arztlum eines der schönsten und eindrucksvollsten Denkmäler gesetzt, die die neuzeitliche Literaturgeschichte kennt.

Es sei auch der schönen Arztbilder gedacht, die der Dichterarzt Hans Carossa dem deutschen Schrifttum geschenkt hat. Sein schönstes und auch wohl reiftes Werk ist „Der Arzt Gion". Dieser Arzt Gion ist keine klar umrissene, charakteriologisch eindeutig festgelegte Figur. Dazu ist Carossas dichterische Begabung, seine Meisterschaft der Darstellung zu groß. Der Arzt Gion hat mit ganz nüchternen Augen und nur unter dem Gesichtspunkte der dieser Arbeit zugrunde liegenden Fragestellungen gesehen, keine besonders hervorstechenden menschlichen Züge. Er ist ein Arzt wie viele andere auch, ein gütiger, allerdings sehr sensitiver Mensch, der in steter Sorge um seine Kranken aufgeht, denn diese Sorge wird von tiefster Liebe zur Kreatur diktiert. Sein Beruf und seine Menschenliebe bringen ihn mit den mannigfachsten Menschen und ihren Schicksalswegen zusammen: da ist die ätherisch-duftige Gestalt der Cynthia, des gequälten, selbstquälerischen Mädchens, das von Doktor Gion geliebt wird und das ihn wiederliebt. Der Arzt Gion gestattet aber dem Menschen und dem Manne Gion nicht, seine begehrende Hand nach der Geliebten auszustrecken, denn damit würde er sich — so glaubt er — seines Einflusses auf sie begeben und könnte ihr nicht mehr Helfer und Arzt sein. Dann ist ferner die klare bäuerliche Einfalt Emerenz, die riesige bayrische Magd, deren hochgradige Anämie gebieterisch eine Unterbrechung der bestehenden Schwangerschaft fordert; die Magd stirbt aber lieber, als daß sie sich das Kind nehmen ließe. Und da ist das urwüchsige und knabenhafte Kind Toni, das elternlos ist, und dem Gion Freund und Erzieher ist. — — Allen diesen Hilfesuchenden, mit denen er in Berührung kommt, hilft Gion durch sein Verstehen und durch seine linde, fast unmerkliche Art der Seelenführung. Doch das alles ist nicht das Wesentliche an dem Buch, das sind nur die mit dürftigen Worten wiedergegebenen Tatsachen, gleichsam das Gerüst, um das der Roman aufgebaut ist. Das Wesentliche ist die eigenartige Atmosphäre, die Carossa mit seiner großen Kunst der literarischen Pastellmalerei darzustellen weiß: die innige Verbundenheit mit Tier, Himmel, Mensch und Gott, Gions einfaches

Geschöpfsein, seine Frömmigkeit und zarte, aber unlösbare Verkettung mit der Umwelt, seine menschliche Größe und die daraus wachsende Größe seines Arzttums, das stärkere Kräfte kennt als Wissen und Dogma. — — All diese nicht mit groben Händen greifbaren, aber deshalb doch wirklichen Erscheinungen, die Darstellung des Spiels dieser seelischen Kräfte gießt der Verfasser in die Form einer reinen und wundervoll klaren Sprache. Schon der Klang seiner Namen hat für den Leser eine romantische Feiertagsstimmung: Cynthia, Emerenz, Alruna, Gion! Und es ist gut, daß eine innerlich schöne Gestalt wie die des Arztes Gion auch in ein schönes Gewand gekleidet wird.

Dies alles gilt ebenso von Hans Carossas schönem Buch „Doktor Bürgers Ende". Nach seiner ganzen Art und Veranlagung ist Dr. Bürger derselbe Mensch wie Dr. Gion, nur ist er hier in eine andere Umgebung versetzt und in andere Konflikte verstrickt. Er liebt eine junge Witwe, die seine Patientin ist, und diese Liebe findet auch ihre Erfüllung. Aber Dr. Bürgers Kunst vermag die todkranke Geliebte nicht zu retten, und so folgt er ihr freiwillig in den Tod. — — Mit Bitterkeit streift der Dichter in diesem Buch ein trübes Kapitel: Das Kapitel des kollegialen Brotneides und der kollegialen Mißgunst. Wohlhabende Eltern eines lungenkranken Kindes, dessen Zustand Dr. Bürger durch ein von seinem Vater gefundenes Mittel wesentlich gebessert hatte, haben es plötzlich trotz der Besserung des Kindes mit der Angst zu tun bekommen und ihren früheren Hausarzt, dessen Kunst bisher im Gegensatz zu Dr. Bürgers Bemühungen ohne Erfolg geblieben war, um Rat gefragt. Der Hausarzt ließ sich das von Dr. Bürger geschriebene Rezept zeigen, schüttelte bedenklich den Kopf und riet dringend, das Bürgersche Mittel, das äußerst gefährlich sei, schleunigst abzusetzen. Dann verschrieb er eine „eigene" Medizin, die dieselben Bestandteile hatte, die das Bürgersche Mittel enthielt. — — Rührend ist Dr. Bürgers Kinderliebe. Er befreit das kleine Schulmädchen, dessen Gegenwart im Familienkreis der Stiefmutter unerwünscht ist, von seiner Seelenpein und hilft dem verängstigten Kinde auch praktisch dadurch, daß er es aus seiner lieblosen Umgebung herausnimmt.

Eine interessante Figur ist Ohnets „Doktor Rameau“. Der Verfasser schildert die menschliche Entwicklung dieses Arztes vom kalten Materialismus und Egoismus zu einer idealistischeren und gehaltvolleren Weltanschauung. Dr. Rameau ist ein hochbefähigter Arzt, dessen Können größte Erfolge feiert. Diese Freundlichkeit des Schicksals aber hatte ihn hochmütig gemacht und gefühlskalt; er huldigt in maßloser Überschätzung der Wissenschaft einer mechanistischen Weltanschauung. Erst als Doktor Rameau schweres häusliches Unglück durchzumachen hat, erkennt er, daß seine Weltanschauung ihm nicht die Kraft zu geben vermag, um das über ihn hereinbrechende Leid zu tragen, und Schritt für Schritt gelangt er zu dem Bewußtsein, daß ein Gott der Liebe und Güte herrschen muß, der das Schicksal nicht blind und zufällig walten läßt, sondern ihm einen tiefen, wenn auch verborgenen Sinn gibt.

In Agnes Günthers vor dem Kriege viel gelesenen Roman „Die Heilige und ihr Narr“ spielt der Chirurg Professor Birt eine kleine Rolle. Der Professor ist nicht nur ein tüchtiger Chirurg und Arzt, sondern auch ein liebenswürdiger Mensch, dessen Scharfblick und Menschenkenntnis es schließlich gelingt, den verbrecherischen Anschlag auf die junge Gräfin Thorstein aufzuklären.

Wenig eindrucksvoll schildern Specht und Klitscher die Ärzte in ihren Büchern „Die Nase des Herrn Berger“ und „Rittmeister Billerbecks neue Nase“. In beiden Werken ist der Arzt nur Statist, er ist eigentlich überhaupt nur da, weil die Handlung eine Operation erfordert, die ja schließlich ein Arzt machen muß. Der Stoff ist bei beiden Verfassern derselbe: An Herrn Bergers sowohl wie an Herrn Rittmeister Billerbecks Nase werden mit Erfolg Verschönerungsoperationen vorgenommen, die aber dem also Verschönten nicht zum Vorteil gereichen; bei Berger, der vorher wegen seiner „dämonischen“ Häßlichkeit ein interessanter Mann war und große Erfolge gerade wegen dieser Art seiner Dämonie aufzuweisen hatte, hat die Operation dazu geführt, daß er wieder ein gleichgültiger und uninteressanter Mensch wird, wie Millionen andere es auch sind. Und Rittmeister Billerbeck ist durch seine neu erworbene Schönheit in eine unglückliche Ehe hineingetrie-

ben worden, aus der ihn schließlich ein sanfter Tod erlöst, den er dankbar willkommen heißt. — Beide Bücher dürften dem Ruf des Arzttums weder nutzen noch schaden.

Einen einsamen, tragischen Weg geht der Professor Hoffer in Schönherrs „Narrenspiegel des Lebens". Er ist ein hervorragender Chirurg und wird mit allen Ehren und Geschenken, die die Welt zu vergeben hat, überhäuft. Alle seine Wünsche erfüllen sich beinahe von selbst, nur ein Wunsch bleibt ihm versagt: Obwohl es ihm gelingt, die kranken Körper seiner Patienten zu heilen, bleiben ihm ihre Seelen verschlossen. Obgleich er seinen Kranken in tausend menschlichen, nicht rein medizinischen Nöten hilft, betrachtet er sie jedoch zu sehr als Objekt, als „Fälle". So erntet er Geld und Ehre, aber nicht Dank und Liebe, im Gegenteil: sogar schnöden Undank und Haß, wo er tiefste Ursache zu haben glaubte, das Gegenteil zu erwarten. Dadurch wird er ein verbitterter, alter Hagestolz, der allein und ohne einen Menschen, der ihm nahesteht, lebt. Er hat nur seine Arbeit, die ihm längst zum Fluch geworden ist, und unter deren Bürde und innerlicher Erfolglosigkeit er schließlich zusammenbricht. Enttäuscht und verzweifelt wirft er das Leben von sich, das ihm nur Steine statt Brot geboten hat. — Durch die Entwicklung des Professors Hoffer geht eine Bruchlinie, von der es dem Autor nicht so recht gelingen will, sie glaubhaft zu machen. Professor Hoffer ist ein warmherziger und natürlicher Mensch. Er ist eigentlich nicht nur der Typ des medizinischen Handwerkers, und wenn er seinen Kranken weit über die Grenze des Medizinischen hinaus hilft, so geschieht es aus wirklichem Mitempfinden und mit dem innersten Wunsch zu helfen und zu lindern. Schon die Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, unter der er leidet und schließlich zugrunde geht, beweist, daß er nicht einfach ein kalter, registrierender Beobachter war. Er stirbt ja schließlich an seiner unerfüllten und unerwiderten Menschenliebe.

Die heftigen geistigen und politischen Kämpfe, die sich seit 1918 ebenso in der Laienbevölkerung wie auch in der deutschen Ärzteschaft um den Gebärzwangsparagraphen abgespielt haben, finden auch ihren Ausdruck in dem schöngeistigen Schrifttum. Leider ist dieser Ausdruck nicht sehr geeignet, das ärztliche Ansehen zu heben.

Schon Rehfisch hatte in seinem Drama „Der Frauenarzt“ ein Tendenzstück geschaffen, in dem er zeigte, wie der Arzt Dr. Fechner wegen Vergehens gegen den § 218 ins Gefängnis kommt. Nachdem der Mann den Anschluß an die bürgerliche Gesellschaft wiedergefunden hat, wird er wegen desselben Vergehens erneut bestraft und geht somit sozial und moralisch zugrunde. Es ist nicht ohne weiteres ersichtlich, ob der Verfasser durch seine Darstellung der „Sinnlosigkeit des § 218“ beweisen oder ob er nur menschlich die Tragik seines Frauenarztes schildern wollte. Die Handlung des Dramas in seinem Aufbau und Ablauf ist zu vieldeutig, um nach einer bestimmten Richtung hin ausgelegt zu werden.

Einen recht peinlichen Eindruck hinterließen die Tendenzdramen Friedrich Wolffs und Credés: „Cyankali“ und „§ 218“. Beide Schauspiele haben die gleiche Grundtendenz: Sie wollen die Abschaffung des Gebärzwangsparagraphen geistig und sittlich begründen. Beiden Stücken gemeinsam ist aber auch die gehässige und unfaire Kritik, die sie am ärztlichen Stande üben. — Wenn Friedrich Wolff seinen Dr. Möller charakterlos genug sein läßt, daß er gegen Barzahlung den gehaßten Paragraphen ignoriert, für unbemittelte Frauen aber nur billige Redensarten übrig hat, so bringt der Verfasser damit zum Ausdruck, daß der Arztstand gar kein Interesse an der Abschaffung des Gebärzwangsparagraphen hat, weil die Schwierigkeiten und Konflikte mit dem Gesetz, in die einzelne Personen zwangsläufig geraten müssen, seinen Mitgliedern eine willkommene Möglichkeit bietet, Geld zu verdienen, und zwar erheblich mehr Geld zu verdienen, als durch eine gewöhnliche, nicht ungesetzliche Behandlung. — Dieser ungeheuerliche Vorwurf, den Friedrich Wolff dem deutschen Arztstand an weithin sichtbarer Stelle machen durfte, hat dem Ansehen der Ärzteschaft schwersten Schaden zugefügt, ganz abgesehen von dem Schaden, den er durch seinen Propagandafeldzug dem Ansehen des Arztes zufügte, den er im Anschluß an seinen Prozeß mit seiner Gesinnungsgenossin, der Ärztin Frau Dr. Kienle, unternahm. — — Credé ändert auch nichts an dieser Sachlage durch die Darstellung des menschenfreundlichen Proletarierarztes in seinem

Drama, der aus sozialen und menschlichen Gründen gegen das Gesetz verstößt, die Strafe auf sich nimmt und sich so gleichsam selbst zum Opfer bringt.

Die Öffentlichkeit hat durch diese beiden von Ärzten verfaßten Dramen einen verheerenden Eindruck von der Persönlichkeit des modernen Arztes und seiner Berufsauffassung bekommen. Es gilt eben auch hier die Regel, daß die Schilderung häßlicher menschlicher Züge nun einmal tiefer und unauslöschlicher im Gedächtnis haften bleibt, als die Darstellung menschlichen Edelmuts und mitleidiger Opferbereitschaft, zumal, wenn die letzteren noch farblos und schwächlich geschildert werden.

Dieser ganze häßliche Streit mit seinen widerwärtigen Kampfmethoden ist durch die Änderung der politischen Konstellation verschwunden. Man kann nicht sagen, daß die peinlichen Verdächtigungen, mit denen man den Ärztestand damals überschüttet hat, einer grundsätzlich feindlichen Einstellung gegen den Arztstand an sich entsprang. Schon die Tatsache, daß die Autoren der beiden Schauspiele Ärzte sind, spricht dagegen. Aber man versuchte doch den Widerstand der Ärzte, die sich der Abschaffung des umstrittenen Paragraphen widersetzten, dadurch zu brechen, daß man ihren Einfluß durch entsprechende Bearbeitung der öffentlichen Meinung moralisch zu unterminieren trachtete. Um dieses Ziel schnell und sicher zu erreichen, waren Wollfs und Credés Tendenzstücke zwar nicht ganz saubere, aber deshalb nicht weniger wirksame Mittel.

An dieser Stelle sei auf die Tagebuchveröffentlichung hingewiesen, die unter dem Titel „Vom Leben getötet“ nach einem großen Skandalprozeß im Juni 1924 erschienen ist. Als Verfasser des Buches zeichnet M. J. Bremme. Es handelt sich nach Angabe des Verfassers um die Aufzeichnungen eines 17jährigen Mädchens, das von der Polizei unter dem Verdacht der gewerbsmäßigen Unzucht zwangsweise auf eine Krankenhausabteilung für Geschlechtskranke und Prostituierte verlegt worden war. Es wurden damals schwere Vorwürfe gegen den Arzt der Geschlechtskrankenstation erhoben. So wird in dem Buch behauptet, daß er Kranke tagelang liegen ließ, ohne sie

zu untersuchen. Es wird ihm fernerhin vorgeworfen, durch seine Fahrlässigkeit den Tod der Patientin, die die Verfasserin des Buches sein soll, verursacht zu haben, da er trotz beginnender Salvarsan-Intoxikation die Behandlung mit diesem Mittel fortgesetzt haben soll. Der „Arzt mit der schwarzen Brille" wird als „Mörder" bezeichnet, und schließlich wird noch die Behauptung aufgestellt, daß die Patientin, die mit einer frischen Lues eingeliefert worden war, durch die Unsauberkeit des Stationsbetriebes sich außerdem noch eine gonorrhoische Infektion zugezogen haben soll. (?) Die Veröffentlichungen dieser Tagebuchaufzeichnungen erregten großes Aufsehen, sowohl wegen der ziemlich großen literarischen Fertigkeit, mit der das Buch geschrieben worden ist als auch wegen der im Wortlaut enthaltenen Mitteilung, daß die aufgestellten Behauptungen auf Wahrheit beruhten und daß von dritter Seite keine Zeile den Aufzeichnungen des 17jährigen Mädchens hinzugefügt worden sei, sondern sich für sämtliche Tagebuchblätter die Originalaufzeichnungen fänden. Diese Aufzeichnungen soll die Kranke zum großen Teil während ihres Aufenthaltes auf der Station auf Zetteln und Briefbogen gemacht haben. Die Aufzeichnungen wurden später als Fälschung erkannt, und das Buch wurde eingestampft. —

Die außerordentlichen Erfolge, die die Medizin in den letzten Jahrzehnten aufzuweisen hatte, sind die Ursachen für das Entstehen einer Art „medizinischer Romane" im Stil Jules Vernes. Die Zahl all dieser Schriften ist sehr groß. Unter ihnen ist jedoch die Zahl derjenigen, die einiges literarische Niveau aufzuweisen haben, verschwindend klein. Dämmerzustände, Erfindung außerordentlicher Mittel, die dem Erfinder ungeheure Macht über Leib und Seele der von ihm behandelten Menschen geben, Hypnose und Fernsuggestion und ähnliche medizinische Halbwahrscheinlichkeiten sind eine außerordentlich fruchtbare Domäne für Kolportage- und Effektschriftsteller. Die Methoden wiederholen sich jedoch immer und werden, mit geringfügigen Variationen versehen, stets in der gleichen Weise behandelt. Immerhin seien als Prototypen dieser pseudomedizinischen schriftstellerischen Arbeiten genannt: Leo Perutz' und Paul Franks „Mangobaumwunder", Bella-

mys „Doktor Heidenhoffs Wunderkur“ und Renards „Der Doktor Lerne“.*)

Eine „Unwahrscheinliche Geschichte“ nennen Perutz und Frank selbst ihre abenteuerlichen Erzählungen vom Mangobaumwunder.**) Die Hauptrolle spielt darin ein Arzt, der Toxikologe Dr. med. et. phil. Kircheisen; er wird als kluger und scharfsichtiger Vertreter seines Faches geschildert, dem es freilich doch nicht gelingt, die Geheimnisse des Mangobaumes zu lösen. Immerhin hilft das Serum, das Kircheisen angeblich erfunden hat, den sterbenden Fakir noch einmal ins Leben zurückzurufen und zu Bewußtsein zu bringen; so kann er den Zauber, den er bewirkt hat, wieder lösen. Das märchenhafte Kircheisensche Serum hat die erstaunliche Eigenschaft, Menschen, die an schweren Vergiftungen gestorben sind, nach Eintritt des Todes noch einmal für eine halbe Stunde ins Leben zurück-

---

*) Das beste und literarisch hochstehendste Werk dieser spekulativ-fabulierenden Romangattungen ist „Dr. Moreaus Insel“ von dem englischen Schriftsteller H. G. Wells.

**) Unter dem Mangobaumwunder bezieht sich der Verfasser auf den Trick indischer Fakire, vor den Augen der staunenden Zuschauer einen jungen Baum in wenigen Minuten zu seiner vollen Größe emporwachsen zu lassen. Auch Anton erwähnt dieses Wunder in seiner „Japanischen Pest“. In diesem Roman sind, obgleich seine Handlung phantastisch und unwahrscheinlich ist, viele medizinische Phänomene (besonders psychiatrischer und bakteriologischer Art) außerordentlich gut und teilweise sogar mit naturwissenschaftlicher Exaktheit geschildert. Seine Erklärung für den Fakirtrick, um den Perutz und Frank ihren Roman herumgeschrieben haben, ist besonders interessant. Anton erzählt, daß einige englische Offiziere sich den Trick hätten vorführen lassen. Ihre Versuchsanordnung war jedoch etwas komplizierter als im „Mangobaumwunder“. Es waren drei Fakire zur Stelle. Bei Beginn der Vorführung saßen alle drei nebeneinander auf einer Matte, vor der sich der junge Baum befand. Der erste Fakir begann seine Beschwörungen, und der junge Baum wuchs vor den Augen der Zuschauer in wenigen Minuten zu natürlicher Größe heran. Der zweite Fakir kletterte an seinem Stamme in die Höhe und beschimpfte den dritten, der noch am Boden saß. Dieser kletterte ihm nach, erstach ihn und zerstückelte ihn vor den Augen der Zuschauer in der Krone des Baumes und warf ihnen die Leichenteile vor die Füße. Einer der Offiziere hatte während dieses gruseligen Vorgangs unbemerkt eine Serie von Aufnahmen auf die photographische Platte gebracht. Jede dieser Serienaufnahmen zeigte, daß alle drei Fakire vor der jungen Pflanze während der ganzen Vorführung gesessen hatten. Es soll sich also nach des Autors Schluß um ein hypnotisches Experiment handeln. — Auch in Laurid Bruuns Roman „Der unbekannte Gott“ wird das Phänomen erwähnt.

zurufen. So ist der Arzt natürlich als hervorragender Gelehrter dargestellt, zugleich aber, wie es sich nach Ansicht mancher Laien für einen bedeutenden Forscher geziemt, als ein stiller, weltfremder Mensch, der in klösterlicher Abgeschiedenheit lebt, und der den praktischen Erfordernissen des Lebens mit der Kritik eines Untersekundaners gegenübersteht.

Eine ebenso phantastische Erfindung, die sich schließlich auch als Traumgebilde darstellt, hat in Bellamys „Doktor Heidenhoffs Wunderkur" dieser Arzt gemacht. Nach seiner Erfindung ist es nicht mehr erforderlich, eine unangenehme Erinnerung verdrängen zu müssen, sondern man wendet seine Wunderkur an, die leider außerordentlich umständlich und ganz gewiß auch nicht ungefährlich ist. Es ist nämlich eine Gehirnoperation! Dr. Heidenhoff zerstört die winzigen Gehirngebiete, die Träger der für den „Kranken" peinlichen Erinnerungen sind, durch den elektrischen Strom und entfernt sie aus dem Bewußtsein — die Psychoanalytiker könnten begeistert sein — und natürlich auch aus der Rumpelkammer des Unterbewußtseins. Mit Arzttum hat dieser medizinische Jules Verne-Roman nichts zu tun.

Immerhin ist die Idee der beiden Verfasser und deren literarische Durchführungen noch erträglich im Vergleich zu Renards medizinischem Roman „Der Doktor Lerne". Das geschmacklose Motiv dieses Buches ist folgendes: Der Arzt Dr. Lerne hat eine Methode erfunden, die es ermöglicht, funktionsfähige Gehirne von Menschen auf Tiere zu transplantieren und umgekehrt. Als Arzt kann man den Doktor Lerne kaum noch bezeichnen, und die sich aus der Verwirklichung seiner Erfindung ergebenden Situationen sind grotesk und albern.

Eine geringere Rolle spielt auch das Arzttum in Somerset Maughams Unterhaltungsroman „Spreu vor dem Winde". Der Arzt Dr. Saunders ist ein Abenteurer, der nur ganz zufällig und nur nebenbei den Beruf eines Arztes hat. Naturgemäß wird dieser sein „ärztlicher" Nebenberuf auch nicht kennzeichnend geschildert.

Den Militärärzten setzt Leonhard Franck ein schönes Denkmal in seinem Werk „Der Mensch ist gut". Der dort geschilderte Stabsarzt, der drei lange Kriegsjahre hindurch

dicht hinter der Front unter größter Selbstopferung seine schwere Pflicht erfüllt, ist nicht nur ein äußerst tüchtiger Chirurg und ein guter Soldat sondern auch ein sympathischer und gefühlvoller Mensch.

Seiner ganzen weltanschaulichen Einstellung nach und der Tendenz seines Buches entsprechend kommen in Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues" die Ärzte nicht allzu gut weg. Der Verfasser erzählt nicht nur hämisch, daß einer der Lazarettärzte sich hinter der Front damit unterhält, bei allen Verwundeten Plattfüße festzustellen, weil er Spezialist für diese Krankheitsform ist, sondern er behauptet, daß die Mehrzahl der deutschen Militärärzte wider bessere Einsicht, vom gesundheitlichen Standpunkt aus gesehen völlig unbrauchbares Menschenmaterial dienstfähig an die Front geschickt hätten. Über die positiven Leistungen der „Front der Ärzte" und über deren aufopferungsvolle Arbeit in den entsetzlichen „Metzgerküchen" hinter der Front, sowie über all die Opfer an Gesundheit und Leben, die die Militärärzte ebenso wie die Mannschaften gebracht haben, schweigt sich Remarque aus.

Ludwig Renn schildert in seinem Buch „Krieg" die Militärärzte als kameradschaftlich, menschlich und einsichtig.

Lehmann fügt in seinem Tagebuch „Wir von der Infanterie" dieser Schilderung noch ergänzend die Eigenschaft der Tapferkeit bei.

Adrienne Thomas erzählt in ihrem in ausschließlich pazifistischer Tendenz geschriebenen Kriegsbuch „Die Katrin wird Soldat" sehr ausführlich über Verwundete, Krankenschwestern, Kriegs- und Seuchenlazarette. Über die Ärzte allerdings schweigt sie sich nicht unwirksam aus.

Ein Schwestern-Kriegstagebuch ist Henriette Riemans Werk, das sie „Schwester der Vierten Armee" nennt. Sie geißelt in ziemlich kritikloser Weise den Egoismus, die Rücksichtslosigkeit, die Lebemannsucht und den Bürokratismus der Ärzte in der Etappe. Es mag gewiß manches nicht so gewesen sein, daß man Grund hätte, darauf stolz zu sein. Aber es ist unsinnig und ungerecht, den Krieg und seine Folgeerscheinungen, die nun einmal die unerbittliche Heftigkeit einer Naturkatastrophe haben, mit den Augen einer

Lyzeumsschülerin zu sehen! Geradezu abwegig ist es, einen ganzen Stand zu verurteilen, nur weil man mit beengtem Gesichtsfeld einige seiner Vertreter in einem Ausnahmezustand kennengelernt hat. Im Kriege stehen ebenso wie bei andern Katastrophen höchsten menschlichen Eigenschaften Charakternegative gegenüber. Nur die richtige Verteilung von Licht und Schatten entscheidet über Wert und Unwert einer Truppe — in diesem Fall der ärztlichen Truppe. Nicht entscheidend jedoch ist das Dasein von Schatten an sich.

Ein paar mühselige Seitenhiebe versetzt Bröger den Militärärzten in seinem Kriegsbuch „Bunker Nr. 17". Er mokiert sich mit einer etwas an den Haaren herbeigezogenen Lustigkeit über die während des Krieges gehandhabten Methoden der psychiatrischen Beobachtung. Seine Angriffe stoßen jedoch ins Leere, da es dem Verfasser an Sachkenntnis mangelt, und infolgedessen seine Kritik immer am unrechten Platze einsetzt. Wenn Bröger sich darüber freut, daß es manchen Simulanten gelungen ist, den untersuchenden Psychiater zu täuschen, so trifft dieser Vorwurf den Arzt nur sehr wenig, der nach bestem Wissen und Gewissen entscheidet, die Grenzen und Beengungen seiner Methodik klug anerkennend und nach dem Grundsatz handelnd: in dubio pro reo.

Es ist eine auffällige Tatsache, daß sich die moderne schöngeistige Literatur besonders ausgiebig mit dem Motiv des „falschen Arztes" befaßt.

Der Roman, der dieses Problem am besten verarbeitet, ist Hosters großer Roman „Viele sind berufen", doch soll das Buch wegen seiner inneren Zugehörigkeit zu einer besonderen Schrifttumsgruppe an einer anderen Stelle behandelt werden.

In Arthur Brausewetters Roman „Die große Liebe" benutzt ein Student der Medizin, der im Felde Sanitätsfeldwebel geworden war, die Wirren des Krieges und das Durcheinander des Rückzuges, um sich ohne ärztliche Approbation in einer Provinzialhauptstadt niederzulassen. Es gelingt ihm, sich dort eine ansehnliche Praxis zu schaffen. Er hatte sich im Kriege die Papiere eines — wie er glaubte, gefallenen — Stabsarztes angeeignet und praktiziert unter dessen Namen.

Selbst seiner Frau, die er nach dem Kriege geheiratet hatte, hatte er sein Geheimnis nicht anvertraut. Trotz dieses Betruges ist der falsche Arzt Dr. Eckart doch ein guter Arzt und — was nach einem Wort Nothnagels die unerläßliche Voraussetzung ist — ein guter Mensch, der selbst ungeheuer unter der Last leidet, mit der er sein Gewissen beschwert hat. Schließlich wird er auch entlarvt und verurteilt. Die Tatsache, daß ihn seine Frau bei diesem Zusammenbruch verläßt, weil sie nicht „die große Liebe" hatte, ihrem Mann auch in der Not Gefährtin zu sein, hat dem Buch den Titel gegeben, interessiert aber hier weniger als die Gestalt des Dr. Eckart selbst, dem man trotz seiner Täuschung Mitleid und Sympathie nicht versagen kann. — In dem Roman wird das offizielle Arzttum durch die Gestalt des Geheimrats Mollenhauer würdig vertreten, der ein zwar engherziger Gegner Eckarts ist, sich aber ehrlich bemüht, dessen Motive zu verstehen und in der richtigen Weise zu würdigen.

Beinahe dasselbe Motiv führt Brausewetter noch einmal in einem andern Roman aus: „Der Kampf mit den Geistern". Hier wird das Problem weniger vom Standpunkt des unbeteiligten Beobachters gesehen als von dem Betroffenen selbst. Dieser Beobachter, und zugleich die Hauptfigur des Buches, ist der junge Dr. Torwald. In dem vorliegenden Falle hatte der Vater des Dr. Torwald, der Heilgehilfe war, den Betrug begangen; er hatte sich in den Besitz der Papiere eines verstorbenen Arztes gesetzt und eine erfolgreiche ärztliche Praxis ausgeübt. Das Schicksal milderte den Betrug insofern etwas, als es den Vater hervorragende ärztliche Eigenschaften auf den Sohn vererben ließ, die weit über den Durchschnitt hinausgehen. Der junge Dr. Torwald hat die besondere Gabe einer außerordentlichen Intuition, die beinahe an Hellsehen grenzt. Er ähnelt darin dem Dr. Jebe in Storms „Bekenntnis", der auch über diese besondere Fähigkeit verfügt, die ihm bei Diagnose und Prognose außerordentliche Dienste leistet. Dr. Torwald sorgt aber auch für seine Kranken weit über das rein Medizinische hinaus; so wird er von allen verehrt und vergöttert.

Um dasselbe Motiv, das Brausewetter in „Die große Liebe" verwendet hat, hat Harich den Roman „Die beiden

Czybulleks“ herumgeschrieben. Auch hier werden einem deutschen Arzt im Felde die Ausweispapiere von einem Sanitätssoldaten gestohlen, der sie später in betrügerischer Weise mißbraucht und sich einen ärztlichen Posten in der chemischen Industrie damit verschafft. Der richtige Dr. Czybullek lebt im Osten des Reiches als praktischer Arzt. Schließlich gelingt es auch hier, den Betrüger zu entlarven, der sich der irdischen Gerechtigkeit durch Selbstmord entzieht. Vom Gesichtspunkte der Bewertung des Arzttums in der Literatur aus gesehen, ist das Buch von nicht sehr großer Bedeutung, zumal dieser sonst allerdings originelle und gute Kriminalroman vorwiegend in den Kreisen der Industrie spielt. Der Hintergrund und Untergrund zu dem Aufbau der Handlung liegt wesentlich in den Problemstellungen eines modernen großen chemischen Betriebes.

Auch Maria Diers hat das Kapitel des falschen Arztes dargestellt in ihrem „Lügendoktor“. Der Lügendoktor hat jedoch keine hervorragenden ärztlichen Eigenschaften aufzuweisen, die ihn — wie den Doktor Torwald und den Doktor Eckart aus Brausewetters Romanen, bzw. dem Doktor Bertram alias Kraus aus Hosters Roman — zu einem Betrug innerlich qualifizieren, sondern er ist ein ganz gewöhnlicher schwindelhafter Scharlatan, der die Wirren des Dreißigjährigen Krieges benutzt hat, um sich eine einträgliche Pfründe zu sichern. Schließlich ereilt auch ihn sein Schicksal, und er wird wegen Betruges und Hexerei verurteilt.

Der junge „Doktor Stillfried“ in Dora Dunkers Buch ist zu Unrecht Chefarzt des Sanatoriums „Wolkenstein“ geworden, denn er hat sein Staatsexamen noch nicht gemacht. Er wird durch die Liebe vor größerem Unrecht bewahrt: Eine energische junge Ärztin bringt ihn dazu, das Examen zu machen. Die Gestalten dieser beiden Ärzte sind außerordentlich natürlich gesehen und sehr sympathisch.

Heller hat in „Marco Polos Millionen“ einen etwas phantastischen psychoanalytischen Roman geschrieben. Psychoanalyse, Astrologie, Okkultismus und aufregende Kriminalszenen gehen im Verlaufe einer spannenden Handlung bunt durcheinander. Die Hauptfigur in dem Roman hat freilich mehr die Eigenschaften eines gerissenen Kriminalisten als die eines

Arztes. Recht interessant dürfte für Psychoanalytiker der Zwangstraum der Patientin in dem Buch sein: Sie sieht durch ein offenes Fenster blühende Bäume in hellen Flammen brennen, die durch Windstöße immer wieder von neuem entfacht werden; die Deutung dieses Traumbildes dürfte durch einen Psychoanalytiker von der Zunft aber wahrscheinlich etwas anders ausfallen, als es in dem Buch der Fall ist.

Nicht einer phantastischen Erfindung, sondern seinem überlegenen Können verdankt der Nervenarzt Lisse in der Erzählung „Heilende Mächte" von Maartens seine Erfolge. Er hat durch Schädeltrepanation ein idiotisches Kind wieder zu einem vollwertigen Menschen gemacht und seiner intellektuellen Anlage die Möglichkeit gegeben, sich frei zu entwickeln. Dieser Arzt ist nicht nur ein tüchtiger Mediziner, sondern auch ein trefflicher Mensch. Besonders interessant ist hier das Zusammengehen von Neurologie und Chirurgie. Das ganze moderne Problem der Neurochirurgie als besonderer Zweig am Baume der medizinischen Wissenschaft wird aufgerollt. Sehr sympathisch ist der Vater des Doktor Lisse, der Bakteriologe Professor Lisse, ein stiller, weltfremder Gelehrter und gütiger Mensch.

Sehr ausführlich beschäftigt sich unter den neueren Schriftstellern Robert Neumann mit dem Arzttum in seinem umfangreichen Roman „Die Macht". Das Buch ist 1932 erschienen, und die Handlung spielt im Jahre 1929 in den liberalistisch-intellektuellen Kreisen des roten Wien. Die Hauptträger der Handlung sind der polnisch-jüdische Frauenarzt Doktor Benedict Rosen und sein Bruder, der Rechtsanwalt Doktor Albert Rosen. Neumanns „Macht" gehört zu den relativ seltenen Büchern, in denen dem Arzttum gegenüber eine ablehnende, manchmal sogar feindselige Stellung eingenommen wird. Es ist allerdings zu bedenken, daß der Verfasser sich nur mit einer gewissen Sorte von Vertretern des ärztlichen Standes auseinandersetzt, deren Wesen nicht minder entschieden von der ganzen Ärzteschaft abgelehnt wird. Neumann stellt sich ebenso energisch gegen die Rechtsanwälte desselben Schlages. — Das Buch ist inhaltlich und in seiner literarischen Form jedenfalls eigenartig genug, daß eine Auseinandersetzung mit ihm erforderlich ist.

Zur Person des Frauenarztes Doktor Benedict Rosen sei folgendes gesagt: Er hieß früher Rosenbaum und stammt aus einem kleinen galizischen Dorf. Früh war er nach der Stadt Wien gekommen und hatte sich mit seinem Bruder zusammen mühselig durch Schule und Universität gehungert. Da er intelligent und fleißig war, hatte er es immerhin zum Universitätsdozenten gebracht, ohne daß es ihm jedoch gelingen wollte, seine Berufung als Ordinarius durchzusetzen. Die Hoffnung darauf hatte er allerdings noch nicht ganz aufgegeben, und so betrieb er zunächst einmal eine gut gehende gynäkologische Privatpraxis im Wiener Geschäftsviertel. Seine Helferin und Gefährtin in den Zeiten, als er noch weit von der Erreichung seines Zieles entfernt war, war seine vollbusige Sprechstundenhilfe, die er zu seinem Verhältnis gemacht hatte und der er die Heirat versprochen hatte. Später freilich hatte er es sich anders überlegt und die berühmte „gute Partie" geheiratet.

In ärztlicher Hinsicht betätigte der Frauenarzt Dr. Rosen die besonderen Praktiken, die in der Literatur sehr häufig erwähnt werden und durchaus nicht originell sind: „Na also, nichts als diese kleine Geschwulst da an der Brust, deshalb müssen Sie sich keine Sorgen machen; ein anderer würde operieren, die Herrschaften schneiden ja jetzt den Frauen einfach die Brüste weg, ich gebe Ihnen eine Salbe! ... Krebs? Das habe ich nicht gesagt! Krebs ist zu zwei Drittel eine Erfindung der Chirurgen, sie wollen verdienen.... Und für die Verdauung sorgen. Und nicht weiter daran denken.... Ihr Gatte ist Staatsbeamter? Hat er Beziehungen zum Unterrichtsministerium? ... Bitte sehr, Sie können auch zu einem Chirurgen gehen! Er wird eine histologische Untersuchung machen und feststellen, daß es ein Krebs ist, und daß er schneiden muß! Wie Sie wollen! Am besten, Sie überlegen die Sache bis morgen. ...30 Schilling!" — — — Dr. Rosens Bruder, der Rechtsanwalt, hat das Gespräch zum Teil mit angehört und fragt den Arzt später: „War das Krebs?" — „Weiß nicht! Vielleicht auch nur eine Stauungsgeschwulst! Das ist gleich-

gültig, ich heile Carcinome und gutartige Tumore mit demselben Mittel. Das hat schon der alte Paracelsus gekonnt... Chirurgen machen es auch nicht anders!"

Diese kleinen Geschäftstricks charakterisieren den Mann: Ethik gibt es nicht, es gibt nur Tüchtigkeit und Leistung, diese aber auch nur als Mittel zum Zwecke des Fortkommens, zur Erreichung eines Ordinariats und der großen einträglichen Praxis.

Bei all dem Mangel an ärztlichen Idealen ist Dr. Rosen durchaus kein Dummkopf. Er erkennt die Schwächen der ärztlichen Praxis und der Forschung sehr klar: „Spezialist für Trillerpfeifen auf Cis, — Spezialist für gewundene Sessel. — gerade Sessel bekommst du bei ihm nicht — Spezialist für Plattfüße! Sag ihm einmal, er soll dir in den Hals schauen: „Da müssen Sie zu einem Rhino-Laryngologen gehen, Herr!" Und krepierst du dem an Herzschwäche unter der Hand, so wird er sagen: „Pardon, ich bin doch kein Internist!" Warze? Chirurgen! — Gesichtsschmerzen? Zum Neurologen! Oh, es verreckt sich heute mit allem Komfort der Neuzeit und unter großer Assistenz! Also darauf bin ich gekommen: Sie sind blind, blind, nochmals blind! Sie sehen nicht mehr den Zusammenhang! Vor genau hundert Jahren ist die medizinische Wissenschaft in die Binsen gegangen! Dort muß man anknüpfen. Beim Vergessenen. Beim alten Landarzt."

Dr. Rosen ist sicher das, was Liek als guten „Mediziner" bezeichnet hat: 25 Jahre lang hat er gearbeitet, „gekuscht" und Material gesammelt, Fall um Fall zusammen getragen, Laden voll Krankengeschichten und Kästen voll Präparaten und Photographien hat er gesammelt. Jetzt will er, daß ihm die zuhören, die ihn vorher nicht zu Wort kommen ließen, er will eine Lehrkanzel, „Krankenmaterial" und Schüler! Er ist der Meinung, daß sich das nicht erreichen läßt durch Aufzeigen seiner Leistungen und auf dem Wege der ordnungsgemäßen Bewerbung. Er glaubt, daß Protektion und Verbindungen dazu gehören, und diese Verbindungen will er sich schaffen um jeden Preis. Hierzu glaubt er das Recht zu haben. Er sagt Wissenschaft und meint Geld und Macht — er sagt Menschheit und

meint sich selbst. Er verfügt tatsächlich über alles Erforderliche, um sein Ziel auf dem von ihm für richtig gehaltenen Wege zu erreichen. Er besitzt eine enorme Vitalität und Beweglichkeit.

Um die Eigenart der Schilderung und die besondere Atmosphäre, die in dem Buch herrscht, und die sich schwer umschreiben läßt, zur Wirkung zu bringen, seien einige Stellen wörtlich zitiert: „Da nimmt schon der Arzt den Tag mit sich fort: Telephon! — Und die Frau mit der schönen und seltenen Haemorrhoidenbildung — — wäre die Gans nicht so zimperlich, so stellte man sie der medizinischen Gesellschaft vor . . .“ Folgt Visite im Sanatorium Hera. „Beruhigen Sie sich, Herr Vogel, das ist noch kein Kreißen; vor zehn Uhr abends werden Sie Ihren Sohn nicht in den Armen wiegen, ich komme dann wieder. Sehen Sie nur, die gnädige Frau ist ja ausgezeichnet bei Humor, na also, ich werde Ihnen dann eine Anekdote erzählen, von der Frau von Pollack, wie sie in den Wehen gelegen ist. — — Kennen Sie? Nein? Sie liegt in den Wehen, schreit: oh, que je souffre, sagt der Mann nebenan zum Professor — — sagt der Professor darauf — und endlich nach zwei Stunden wie sie schreit: Waihgeschrien — — haha! hahaha! Aber das müssen Sie einen wirklichen Witzeerzähler erzählen hören, hahahaha! Ich gehe jetzt, lachen Sie nur, gnädige Frau, küß die Hand, die Leibschüssel verlangen Sie dann noch einmal von der Schwester, gnädige Frau und brav urinieren, ich komme gegen sechs.“ — Folgt Telephonanruf zu Hause: „Was Neues? Frau Weißhappel bittet? Bedaure! — Das ist nicht so dringend, ruf sie an, sag ihr, du hast mich nicht erreicht. Nicht vor nachmittags. Sonst nichts? Also ich gehe jetzt zu Albert, die Nummer hast Du, ein Viertel elf Uhr, gleich ist der Vormittag weg!“

Dr. Rosen ist betriebsam, beweglich, immer zum Sprunge bereit und bis zum äußersten auf dem Posten, er will vorwärts kommen; er will Macht um jeden Preis. Dieser unerbittliche Drang und stürmische Wille zur Macht liegt ihm im Blut, und triebhaft fast gehorcht er ihm. Ganz instinktiv stellt er auch in Äußerlichkeiten alles auf die Erreichung des großes Zieles ein. Er trägt einen tadellosen, allerdings um eine Spur zu eleganten Anzug, befleißigt sich eines leicht zynischen, saloppen

Gesprächstones, der um so einschmeichelnder wirkt, als er ihm einen „leicht bodenständig betonten Akzent" gibt. Im übrigen geht er immer vorsichtig sondierend und umsichtig witternd vor; niemals läßt er die erforderliche Rücken- und Seitendeckung außer acht; in geeigneter Situation kann er aber auch rücksichtslos brutal sein! Denn schließlich und endlich hat man ja nicht 25 Jahre geschuftet und geschwitzt und 25 Jahre auf Urlaub, Weiber und Feste verzichtet! Dafür m u ß es einen Lohn geben, und wenn es ihn nicht gibt, muß man ihn sich eben mit Gewalt holen!

Da ist zum Beispiel dieser Fürst Karachan, der einflußreiche und über unerschöpfliche Mittel verfügende Exote: „Wir Rosenbaums, wir verstehen uns darauf, Gelegenheiten beim Schopf zu packen!" Und Dr. Rosen erzählt dem Fürsten seine Ansichten über die „Krise in der Schulmedizin", über seine 25jährigen grundlegenden Forschungen, von seiner Verachtung des modernen Hochschulbetriebes (während er seine Seele für eine Lehrkanzel verkaufen würde!) und für Universitätskliniken, „wo die Assistenten miteinander im Gardeleutnantston verkehren, und alle Krankenschwestern so groß und blond sind, als wären sie geradewegs aus dem Chor der Walküren im Opernhaus engagiert worden!" „25 Carcinome habe ich geheilt, — Durchlaucht können die Photographien sehen!"

So verbreitet Herr Doktor Benedict Rosen, Dozent der Universität und Facharzt für Frauenheilkunde, seine Ideen und den Glauben an die Tüchtigkeit seiner Person durch eigene Propaganda unter den Großen dieser Welt und unter denen, die er dafür ansieht, mit Zeloteneifer und hofft, durch dieses mühselige Geschäft Einfluß und Stellung zu gewinnen. — Einige Stunden kämpft er sogar mit sich selbst, ob er nicht den verlorenen Fall des Patienten mit dem Rückenmarksteckschuß dem Fürsten voroperieren soll, selbst auf die Gefahr, nein, nein, auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß der „Fall" draufgeht. Es wäre immerhin eine Paradeoperation. Der gehaßte Hofrat Guldenschön, auf den Rosen mit grenzenloser Verachtung herabsieht, weil er nämlich das schon erreicht hat, was Rosen gern erreichen möchte, ja, dieser aalglatte und sonst so flachköpfige Guldenschön würde sich in seiner Skrupellosigkeit keinen

Augenblick besinnen; er hätte für diesen Fürsten sofort etwas Einleuchtendes, Schlagkräftiges, Überzeugendes zur Hand; etwa eine Operation wie die damals im Feld, wo so ein Bein einfach amputiert wurde, wenn es auch nicht so ganz unbedingt erforderlich war. Das ist aber — wenigstens nach der Überzeugung des Dr. Rosen — die einzige Möglichkeit, um zu überzeugen. — Zu seiner Ehrenrettung muß jedoch gesagt werden, daß er in dem Augenblick, als er mit dem Fürsten bei dem todkranken Mann mit der Maschinengewehrkugel im Rücken ist, sich plötzlich anders besinnt: „Ich mache es nicht, wir können gehen, sofort!" Was er dann unterwegs dem Fürsten erzählt, ist freilich wieder weniger schön: „Denn bei Engelmeister — Engelmeister ist nämlich der, in dessen Klinik man im Gardeleutnantston miteinander spricht! — Und dann dieser Heisterer! Ein Rokokoschloß kauft er sich! Oder gar das pathologische Anatom, der Wüst! Wenn eine Frauenleiche eingeliefert wird, klatscht er sie auf den Hintern und macht galante Bemerkungen über ihre Vagina! Oder der Hofrat Guldenschön! Er soll einmal als Sekundärarzt in der medizinischen Wochenschrift eine Variante bei der Handhabung der Tripperspritze geschrieben haben — dafür ist er ordentlicher Professor geworden! Und die Fakultät — — was sage ich die Fakultät, die ganze Universität beherrscht er dadurch, daß er den Trick gefunden hat! Er geht alljährlich in der Fronleichnamsprozession durch die Stadt und trägt eine Kerze! Das genügt auch in der Republik für eine Karriere!"

Es finden sich in dem Buch Neumanns sehr gut gesehene medizinische Einzelheiten, die ihre Entstehung mindestens der Mitwirkung eines Fachmannes verdanken müssen. Er spricht von den medizinisch subtilsten Dingen: sogar die „neurotisch fundierte, spastisch gesteigerte Innervation der Beckenbodenmuskulatur" wird im richtigen Zusammenhang und methodisch richtig gesehen. Es muß überhaupt betont werden, daß die Gestalt des Dr. Rosen bei all ihren charakterlichen Schiefheiten und Mängeln doch auch gewisser sympathischer Züge nicht entbehrt. Wie dies oben schon angedeutet wurde, ist er sicher ein großer technischer Könner und ein guter wissenschaftlich denkender Kopf. Seine Versuche über Erforschung

der Reaktion von malignen Tumoren auf die Entziehung oder Verfütterung von Leichtmetallen sind durchaus neuzeitlich und wissenschaftlich diskutabel, ebenso wie seine Ansichten über die Konstitutionstherapie. Das alles liegt gedanklich ungefähr in der Richtung der Ansichten Aschners (Aschner, „Die Krise in der Medizin"). Und was ebenso Anerkennung verdient. Dr. Rosen führt seine Beobachtungen mit peinlichster Exaktheit durch, obwohl ihm keine klinischen Beobachtungsstationen, keine wissenschaftlich geschulten Assistenten, keine Apparate und kein „Material" zur Verfügung steht. Er untersucht, mikroskopiert, photographiert, registriert — er macht ohne Klinik kunstgerechten klinischen Betrieb. Aber das alles ist für ihn nur W e g, der zu dem weniger selbstlosen und einem absolut unärztlichen Ziel führt. So ganz vertraut er der Wirkung seiner persönlichen Propaganda doch nicht, sondern er geht auf alle Fälle auch den offiziellen und amtlichen Weg, der ihn vielleicht seinem Ziele näher bringen könnte: Er bewirbt sich offiziell um das demnächst freiwerdende Ordinariat des von ihm so beneideten Professors Heisterer, der sich ein Rokokoschloß kaufen konnte! Er demütigt sich sogar noch mehr: Er geht auch dem Professor Wüst, dem Ordinarius für gerichtliche Medizin, um den Bart, weil es ja doch bei der Abstimmung über die Bewerbung ganz wesentlich auch auf dessen Stimme ankommt. An seiner inneren Einstellung zum Professor Wüst ändert sich dadurch freilich nichts. In Gedanken nennt er ihn ein „Schwein", das von der Angst anderer lebt, und einen „Seehund mit einem mißverstandenen Nietzscheschnurrbart", einen Koloß aus Fett — „nein, Fett ist ja edel, das da ist ein Monument aus Rindstalg!" — — — Aber Rosen besucht jetzt regelmäßig Wüsts Kollegs; er setzt sich zwar nicht in die erste Bank, — das würde zu sehr die Absicht erkennen lassen — er setzt sich bescheiden in die letzte Bank. Nur so vor oder nach dem Kolleg steht er manchmal wie von ungefähr im Türrahmen und läßt sich von dem Professor ansprechen, erzählt ihm von seinen Krebsforschungen und bringt sich ein wenig in Erinnerung. Manchmal ist er sogar so kühn, selbst zum Angriff vorzugehen, indem er versucht, dem Gerichtsmediziner durch einen mehr oder weniger geschmackvollen Witz zu imponieren. — Schwie-

riger ist die Stimme des Chirurgen Engelmeister zu kapern. Der Mann erscheint unbestechlicher durch so kleine Freundlichkeiten wie Kollegbesuchen, es würde Engelmeister gar nicht besonders auffallen. Und durch persönliche Fühlungnahme erhofft sich der „Kandidat" Rosen schon gar nichts. Engelmeister erscheint ihm aalglatt. Aber Aale fängt man mit der bloßen Hand! Also geht Herr Dr. Rosen zur medizinischen Buchhandlung und schaut sich die Titel der Engelmeisterschen Veröffentlichungen an. Er hält nichts davon. Da ist eine Veröffentlichung Engelmeisters über die „Magennaht in drei Schichten". Rosen hält wirklich nichts davon. Vielleicht näht er noch das Epithel extra! Mit durchgreifenden Nähten kommt man genau so weit wie mit dieser „Prima-Parade-Taschenspieler-Etappennaht!" Aber Engelmeister ist nicht zu umgehen, und so setzt sich Rosen hin und entwirft einen groß angelegten Artikel für die medizinische Wochenschrift. Das Blatt hatte ihn aufgefordert, über das Pyloruscarcinom zu schreiben, so schreibt er eben über die „Operation des Pyloruscarcinoms und die Engelmeistersche Etappennaht". — — „Unbegreiflicherweise ist es in der internationalen Fachliteratur übersehen worden, daß nicht nur die Operation des Pyloruscarcinoms, sondern jede andere moderne Magenoperation gar nicht denkbar wäre ohne die grundlegenden Forschungen der Wiener Schule. Schon vor einem Vierteljahrhundert — — — hat Professor Engelmeister in geradezu grandioser Weise durch Angabe der bis heute unübertroffenen Magennaht in drei Schichten ... einen ragenden und weithin sichtbaren Markstein ..." usw. usw.

So sammelt der Dozent Rosen durch List, Intrigue und Selbsterniedrigung Stimmen für seine Wahl auf den gynäkologischen Lehrstuhl der Universität Wien Natürlich muß auch sein Vortrag für die medizinische Gesellschaft am 28. um 7 Uhr abends gehalten werden, denn gleich anschließend um 9 Uhr ist entscheidende geheime Konferenz, in der über die Wahl des neuen gynäkologischen Ordinarius inoffiziell beschlossen werden soll. Diese Nachricht hat man von dem Bürochef, dem man nicht umsonst 20 Schilling in den Rachen geworfen hat!

Die Darstellung der „entscheidenden Konferenz", in der man sich auf die Person des auf den frei gewordenen Lehrstuhl zu Berufenden einigt, ist eine einzige Gehässigkeit. Neumann hat aus dieser ganzen Konferenz eine Farce gemacht. Nach seiner Darstellung handelt es sich keineswegs um eine Besprechung, die zur Berufung eines Ordinarius stattfindet, sondern um einen Kuhhandel kleiner Wirtshauspolitiker am Biertisch. Es bleiben nur Verzerrungen, Übertreibungen und entstellte Schiefheiten übrig. Es wird in dieser Konferenz zum größten Teil geschlafen, und zum restlichen Teil gelogen, geschoben und Vetternwirtschaft getrieben. Trotz seiner inneren Verwandtschaft zu den dargestellten Ordinarien hatte Dr. Rosen das Pech, nicht zum Ordinarius gewählt zu werden, und damit schließt seine tragische Geschichte ab.

Die Wertung des Neumannschen Buches vom Standpunkt der Wahrhaftigkeit und der ärztlichen Ethik ergibt sich aus dem bisher Gesagten. Wenn es der Verfasser auch verstanden hat, in die zum großen Teil unärztlichen Gedankengänge Dr. Rosens einzudringen, und wenn er auch ärztliche Gedankengänge, die hier und da in dem Buch auftreten, verstehen kann, so erscheint das Ganze doch von einer grenzenlosen Verachtung der heutigen Ärztewelt und dem ganzen „ärztlichen System" gegenüber diktiert zu sein. Das Gift dieses Hasses wirkt um so gefährlicher, als Neumann vorzüglich die Kunst beherrscht, es in homöopathischen Dosen zu applizieren und es außerdem mit den literarischen Geschmackskorrigentien eines sehr treffenden Witzes, bester fachlicher Informiertheit und einer in jeder Hinsicht originellen Darstellung zu umkleiden.

Der in seiner Form und inhaltlich bedeutendste Arzt- und Klinikroman, der in der letzten Zeit geschrieben wurde, ist Hosters Buch „Viele sind berufen". Der Verfasser ist Arzt. — Hoster erzählt in seinem Buch die Geschichte „eines jungen Mannes, Frontsoldaten, Baltikumkämpfers, der nicht nur durch wissenschaftliches Studium, sondern durch Begabung, Tüchtigkeit und Energie Stufe um Stufe seiner Laufbahn erklimmt". Es ist die Geschichte des Gymnasiasten, Soldaten, Kanalarbeiters und Krankenpflegers Klaus, der, sich als Assistenzarzt Dr. Kraus ausgebend, zunächst

eine chirurgische Assistenten- und spätere Oberarztstelle an einem kleinen Krankenhau erhält, sich durch Begabung und Tüchtigkeit auszeichnet, und schließlich, von seiner Neigung zur Chemie getrieben, die ersten schüchternen Versuche macht, ein intravenös injizierbares Narkotikum herzustellen. Bald stellt sich heraus, daß seine Versuche durchaus nicht so aussichtslos sind, wie er sie anfänglich angesehen hatte. Er kommt zu einigen vorläufigen Resultaten — dann hat ihn die Leidenschaft gepackt, und er kann und will die chemische Arbeit nicht mehr aufgeben, obwohl sie ihm alle Zeit und Ruhe nimmt und sein kleines Assistentengehalt restlos auffrißt. Die große Liebe zu einer reifen und eigenartigen Frau, der Medizinstudentin Genia Donskoj bringt den Unsteten und durch die Ungunst der Verhältnisse Hin- und Hergeworfenen in die richtige Bahn. Schon glaubt er alle Hindernisse überwunden, als er die kleine norddeutsche Kreisstadt verlassen muß, da ihm die Gefahr der Entdeckung seines Betruges droht; denn ein neu eingelieferter Patient, ein Landstreicher, der den Krankenpfleger Klaus noch von einem früheren Krankenhausaufenthalt her kennt, hat ihn wiedererkannt und weiß, daß Dr. Kraus ein Betrüger ist. Durch den Rat und die Hilfe Genia Donskojs verschafft er sich die Stelle eines unbezahlten Volontärarztes in der Chirurgischen Abteilung einer süddeutschen Universität. Nach vielen Mühen und Kämpfen und nach der Verzweiflung unzähliger Fehlschläge gelingt ihm schließlich doch noch die Herstellung eines intravenösen Narkose-Mittels, des „Narkophens".

Während seiner Tätigkeit im Krankenhaus und in der Klinik lernt Kraus eine große Anzahl von Ärzten kennen, Chefärzte, Oberärzte, Assistenten, Studenten und hungrige Volontäre, und Krankenhaus- und Klinikbetrieb sind mit außerordentlicher Sachkenntnis und gesunder Kritik geschildert. Eine besonders eigenartige Prägung erhält das Buch außerdem durch die Versicherung des Herausgebers, daß „der Roman auf fast aktenmäßigen Tatsachen beruht". Man ist innerlich durchaus bereit, dieser Versicherung Glauben zu schenken, wenn man den Roman aus der Hand legt. Das Motiv des Betrügers, der sich falsche ärztliche Ausweispapiere verschafft und schließlich den angemaßten Arzttitel, legitimiert durch hervorragende ärztliche

Begabung und hohe ethische Einstellung, doch zu Recht führt, ist in der Literatur mit ermüdender Einförmigkeit dargestellt worden, niemals aber mit einer solchen Glaubwürdigkeit und einer so natürlichen und darum so sympathischen Eindringlichkeit, wie in Hosters Buch. Dieser Pfleger Klaus, alias Dr. Kraus, ist eine außerordentliche Gestalt. Er verfügt über Gymnasialbildung bis zur Primareife, hat im Felde und in der Nachkriegszeit einiges erlebt — ein reifer Mensch, der das Leben und seine Gegebenheiten richtig abzuschätzen weiß. Klaus ist kein gewöhnlicher unkomplizierter Betrüger, der sich Rang und Würde zulegt, um sich in den Besitz erhoffter Reichtümer zu setzen — das Gegenteil ist der Fall! Die Möglichkeit, der Schwiegersohn eines bekannten und reichen Industrieführers zu werden, nützt er nicht im geringsten aus, selbst dann nicht, als dieser ihm eine wesentliche Förderung seiner wissenschaftlichen Versuche verspricht, indem er ihm für diese Arbeiten materielle Unterstützung und Protektion in jeder Form zusagt. Klaus aber — oder wie man ihn seiner Wesensart entsprechend richtiger nennt Dr. Kraus — weiß, daß ihm diese Heirat nicht nur ein Leben des Reichtums und ungezählter Annehmlichkeiten geben würde, sondern er weiß auch, daß ihm alle die leidvollen Kämpfe und die tausend Nöte, denen er entgegengeht, erspart bleiben, und daß seine wissenschaftliche Arbeit müheloser und vielleicht ergebnisreicher werden würde. Das alles ist ihm von vornherein klar. Aber er ist anständig genug, lediglich das Maß seiner Gefühle für die reiche Erbin in seinem großen Entschluß den Ausschlag geben zu lassen und zu verzichten. Dabei ist ihm das Mädchen ganz sympathisch. Aber diese freundschaftliche Einstellung zu ihrer Person erscheint ihm keine ausreichende Grundlage zu einer Ehe zu sein. So geht er still seinen Weg, der ihn oft sehr dicht an der Katastrophe vorbeiführt. — Es beginnt der erbitterte Kampf des Dr. Kraus um die Lösung des großen Problems, das er sich selbst gestellt hat: Die Darstellung eines zuverlässigen intravenösen injizierbaren Narkosemittels, das ermöglichen soll, die in vielen Fällen nicht ungefährliche Inhalationsnarkose zu umgehen. Oft glaubt er, dem Ziele nahe zu sein — aber dann kommen die Rückschläge: Die Versuchstiere sterben, hundert- und aberhundertmal erweist sich der ein-

geschlagene Weg als Sackgasse, Sabotageakte hemmen die Arbeit, übelwollende Kollegen bereiten ihm Schwierigkeiten, menschliche Verirrungen halten ihn auf. — — Der sehr sympathische Chef der Klinik — Geheimrat Rösemann — beginnt den Glauben an den Volontär, der einen so vielversprechenden Anfang gemacht hat, und an dessen Erfindung zu verlieren und schließlich — last not least — gehen die Geldmittel zu Ende, die Kraus von Anfang an in sehr mäßiger Menge zur Verfügung gestanden hatten, und der bleiche, bittere Hunger, dieses hundsgemeine und elendste aller Leidensgefühle, ist sein ständiger Begleiter im Laboratorium, im Operationssaal, auf der Station, auf seinen einsamen und verzweifelten Spaziergängen und abends und in der Nacht in der armseligen Studentenbude, die er inzwischen bezogen hat, und mit einem ebenso armen und einem ebenso sympathischen Kandidaten der Medizin aus Ersparnisgründen teilt. Über all diesen Hemmnissen in seiner Arbeit und über all diesem Leid steht als schwerste Prüfung der Kummer über den Verlust Genias, der geliebten Frau. Ein mit den gewöhnlichen Eigenschaften des Charakters und der Intelligenz begabter Durchschnittsmensch wäre unter allen den körperlichen und seelischen Nöten zusammengebrochen; zumindest wären alle seine Kräfte so sehr vom Abwehrkampf gegen diese Widrigkeiten absorbiert worden, daß er nicht mehr den aufreibenden Kampf des Forschers hätte führen können. Aber der Volontär Kraus k a n n den Kampf führen: Er ist das, was man sich schlechthin unter einem von einer Idee besessenen Forscher vorzustellen pflegt. Er führt diesen Kampf mühsam und mit Aufbietung seiner Kräfte bis zu den allerletzten Reserven — und er führt ihn außerdem mit einer außerordentlichen Charakterstärke und Rücksichtslosigkeit sich selbst gegenüber. So wartet der Chef der Klinik darauf, daß ihm der neue Volontär, der ihm von Anfang an gut gefallen hat, ein wenig entgegenkommt. Dieser tut es aber nicht. Der Chef der Klinik bietet ihm eine bezahlte Assistentenstelle an, er gestattet ihm, in dieser Beförderung einige Vorgänger zu überspringen, die länger auf die Stelle warten als er, aber der Volontär lehnt die Annahme der bezahlten Stelle im letzten Augenblick ab; denn, nicht wahr, es wäre doch wirklich unkollegial seinen Vorgängern gegenüber,

die auch gearbeitet und gewartet haben wie er — und vielleicht auch sogar gehungert haben? —. Die unbestechliche Sauberkeit seines Charakters macht Kraus aber durchaus nicht beliebt bei seinen Kollegen, denn er verharrt allen gegenüber in seiner stolzen reservierten Haltung, die in ihren Augen anmaßend und grundlos ablehnend erscheinen muß. Zwar spricht er die reine Wahrheit, wenn er alle ihm freundlich angebotene Hilfe und Erleichterungen zurückweist mit der Beteuerung, daß er Forscher sei ohne jegliche Ambitionen, daß er nichts, aber auch garnichts erreichen wolle. Niemand glaubt ihm die Reinheit seiner Absichten, man betrachtet vielmehr seine Sauberkeit als einen raffinierten und originellen Trick, auf den man als Menschenkenner — und wer fühlte sich nicht als solcher! — natürlich nicht hineinfallen durfte. So verdirbt es Kraus nach und nach mit fast allen. Er setzt für die Durchführung seiner Arbeiten aber nicht nur seine Bequemlichkeit und seine ärztliche Zukunft aufs Spiel, sondern auch sein Leben; denn er führt die Experimente mit dem neuen Mittel, nachdem er sie einigermaßen an den Versuchstieren erprobt hat, an sich selbst durch. — — Der ihn anfänglich immer wieder bedrückende Gedanke, daß er eigentlich zu Unrecht an dem Platze stehe, den er innehat, und in einer Welt lebe, ohne die er jetzt nicht mehr sein kann und will — dieser Gedanke ist längst überwunden. Kraus hat sich längst durch Leistung und durch den Vergleich seiner Leistung mit der seiner Kollegen vor sich selbst legitimiert. Sein scharf prüfendes kritisches Gewissen hat diese Legitimation für ausreichend befunden. Er weiß, daß er „sich durchgebissen, und daß er sich seinen Weg durch Dreck und Erniedrigung gesucht hat". — Man kann wohl ohne Furcht vor Übertreibung sagen, daß in der ganzen modernen deutschen Literatur das Arzttum nirgends schöner und idealer dargestellt ist, als in der Gestalt des Krankenpflegers Klaus, aus dem ohne Hochschulstudium und ohne ärztliche Approbation, aber aus tiefster innerster Berufung der Arzt Dr. Kraus wurde.*) — Neben der soeben geschilderten

*) Es ergeben sich von der Plattform dieser Gedankengänge aus gesehen, interessante Perspektiven zu dem Heilpraktikerproblem. Dabei ist aber zu bedenken, daß Gestalten, wie der Held des vorliegenden Buches, so ungeheuer selten vorkommen, daß ihr an sich außerordentlicher Wert für

Hauptperson des Romans fällt eine seltsame Gestalt in Hosters Buch auf. Das ist der Arzt Dr. Wendemuth, der beste Freund von Kraus und, wie sich später herausstellt, sogar ein entfernter Verwandter von ihm. Wendemuth ist ein Fanatiker der Wahrheit, der reinen Wissenschaft, die keinen andern „Zweck" haben darf als den, eben der Wahrheit zu dienen. Aber auch der Diener der reinen Wahrheit darf nur immer ohne Rücksicht auf sich selbst, auf sein äußeres Wohlergehen und auf das Wohlergehen der ihm Nahestehenden, dieses eine Ziel im Auge haben. Von diesen beiden Prinzipien ist Wendemuth besessen, und rücksichtslos zieht er daraus alle Konsequenzen: Er lebt mit seiner jungen Frau, einer früheren Philologiestudentin, in einer der Wohnlauben draußen vor der Stadt. Seine Monatseinkünfte betragen fünfzig Mark, die andern kümmerlichen Unterhaltsmittel muß die Frau durch Übersetzungen und Schreibmaschinenarbeiten mühsam zusammenverdienen. — Ein- oder zweimal im Jahre erscheint eine wissenschaftliche Veröffentlichung Dr. Wendemuths. Meist sind es sehr wenig umfangreiche Arbeiten, die diesen oder jenen Gelehrten von irgendwo draußen in der Welt veranlassen, Wendemuth einmal zu schreiben, aber auf deren Veröffentlichung sonst nichts zu erfolgen pflegt. Wendemuths Besessenheit von der Idee der „reinen" und voraussetzungslosen Wissenschaft hat sich auch auf seine Art des Umgangs mit Menschen übertragen. Er ist von einer Sachlichkeit und Unverbindlichkeit, die oft feindlich ablehnend wirkt. Er verachtet den klinischen wissenschaftlichen Betrieb, weil er den manchmal beinahe paranoiden Argwohn hegt, daß die meisten Arbeiten ja doch nicht geschrieben werden, um der Wahrheit zu dienen, sondern um ihren Schreibern persönliche Vorteile zu bringen. Seinen einzigen Freund, Dr. Kraus, haßt er und macht

---

die Lösung dieses Problems von recht untergeordneter Bedeutung sein dürfte. — Die amerikanische Literatur verfügt über eine ähnliche Darstellung des modernen Arzt- und Forschertums, die auch etwas von der herben Schönheit des deutschen Buches hat: Sinclair Lewis' „Doktor Arrowsmith". Aber in dem Buch von Hoster sind dem deutschen Leser die heimatlichen Verhältnisse viel vertrauter und verständlicher, während der von Sinclair Lewis geschilderte Medizinbetrieb zwar durchaus einfühlbar ist, aber letzten Endes doch trotz der großen Erzählungskunst des Verfassers nie ganz sein fremdartiges Gepräge verliert.

ihm Szenen, wenn er zufällig bemerkt, daß dieser auch freundschaftlich mit andern umgeht, und Wendemuths Trauer und Verachtung ist grenzenlos, wenn er sehen muß, daß die Fortschritte der Kraus'schen Versuche ihm Achtung und Anerkennung einbringt, und dieser „schamlos genug" ist, sich noch darüber zu freuen. Er fürchtet für Kraus' wissenschaftliches Seelenheil. Es ist bei dieser psychischen Struktur Wendemuths nur natürlich, wenn er nach 4 jähriger Assistentenzeit an einer Chirurgischen Klinik noch immer überzähliger Volontärarzt ist. Und doch ist er menschlich außerordentlich sympathisch, denn alles, was er denkt und tut, m u ß er so tun, alles ist restlos ehrlich, selbstlos und idealistisch. Er ist eine Asketennatur, die eine Gottheit haben muß, der je sich opfern kann; zufällig ist es in diesem Falle die Wissenschaft. Später bringt Wendemuth dem Freunde sogar das große Opfer, seine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten zurückzustellen, um die Kraus'schen Untersuchungen über das Narkophen zu fördern! Gewiß, Wendemuth schießt in manchem beträchtlich über das Ziel hinaus, aber eine gewisse Wahrheit liegt doch allen seinen Entscheidungen zugrunde. „W i s s e n s c h a f t l i c h e F o r s c h u n g s s t ä t t e n s i n d Z u c h t a n s t a l t e n f ü r t e u r e Ä r z t e g e w o r d e n. Seit sechs, sieben Jahren drängen Scharen unverfrorener junger Leute in die Institute ein, nachdem sie lange genug vor den Toren geschrien haben, sie müßten endlich auch mal dran kommen. S i e s a g e n W i s s e n s c h a f t u n d m e i n e n G e l d u n d S t e l l u n g." Und doch versteht er die Not der Jungen: „Es ist dieser entsetzliche Vertrag . . . Man hat uns die Beine amputiert . . . Es sind zuviel, die auf dem verengten Nährboden leben wollen . . . Kann man dagegen kämpfen, daß sie leben wollen und um ihrer eigenen Sicherheit willen die Wissenschaft verraten!" —

Menschlich leichter verständlich und vielleicht auch sympathischer als die Figur Wendemuths ist die Gestalt des cand. med. Hühnerdieb. Er ist ein stiller, etwas scheuer Mensch, dessen eigentlichste Domäne sein religiöses Erleben ist. In seinem Kinderherzen lebt nur der einzige große Wunsch, anderen zu helfen, und er verlangt nichts für sich selbst als die Erfüllung dieses Herzenswunsches. Mühselig hat er sich die Mittel zum Studium

zusammen verdient, und wenn er zeitweise diese Mittel nicht hatte, hat er sich eben durch die schlechte Zeit hindurchgehungert. Nun hat er aber die schlimmsten Zeiten überwunden und nach dem Staatsexamen und der staatlichen Approbation will er als Missionsarzt hinausgehen, nach Afrika oder Indien, oder wo man ihn sonst hinschicken wird. Hühnerdieb ist der Treueste aller Treuen: Er arbeitet zunächst als Famulus bei Kraus, dem er seine Dienste angeboten hat. Später wohnt er aus Ersparnisgründen mit Kraus zusammen. Für Kraus tut er alles, was diesem eine Erleichterung bedeuten könnte. In der Klinik dient er ihm als Laborant, zu Hause kocht er und hält die Kleider instand, hilft, die durch das allzu langsame Fortschreiten der Arbeiten hervorgerufenen Depressionszustände Kraus' ausgleichen, später beschäftigt er sich damit, die leeren Kassen der Freunde Kraus und Wendemuth mit seinen dürftigen Mitteln etwas aufzufüllen, die er sich durch Harmoniumspielen in einer religiösen Gemeinschaft verdient hat, und einen großen Teil der Zeit hungert er mit den Freunden zusammen, immer von einer kindlichen Hoffnungsfreudigkeit beseelt, nie mutlos und stets guter Stimmung. Er trägt die unerschöpflichen Quellen seiner Kraft in sich selbst. Der kleine scheue Hühnerdieb ist eine ausgeprägte Persönlichkeit und vielleicht der stärkste von allen. So ist er trotz seiner Leidenschaft, andern zu dienen, niemals unterwürfig, und als ihn ein schlecht gelaunter Dozent einmal „zwiebeln" will, fehlt es dem Kandidaten durchaus nicht an einer schlagfertigen, entwaffnenden Antwort. Man kann sich gut ausdenken, welchen Segen Arztpersönlichkeiten von der Konstitution Hühnerdiebs bedeuten, nicht nur für die leidende Menschheit, sondern auch für den Ärztestand selbst, dem man so gern Entpersönlichung und Materialisierung nachredet.

Restlos sympathisch ist in Hosters Buch der Leiter der Universitätsklinik, Geheimrat Rösemann, geschildert. Er ist äußerlich und seine Charakterveranlagung nach eine machtvolle Persönlichkeit. Zwar ist er der große, gefeierte Chirurg von internationalem Ruf, der unumschränkte Herrscher in einer großen Klinik, dessen Herrschaft sogar freudig anerkannt wird, aber im Grunde seines Wesens ist er zugleich der große einsame Mensch, der einsam sein muß, weil keiner da ist, der bis in seine

Höhe zu ihm emporragt. In der großen Schar seiner Mitarbeiter ist niemand, der ihm hätte Gefährte sein können, und seine eigene Familie ist zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, um ihm menschlich viel bedeuten zu können. Man kann es dem einsamen Riesen, der schon zu viel Menschen gesehen hat, auch nicht übelnehmen, daß er die Gesellschaft seines großen, klugen Haushundes manchmal höher schätzt als die der Menschen. „Der ist mir lieber, als die meisten Zweibeiner; ich zause ihn, und er kennt genau das Maß, wie er mich wiederzausen darf. Das verstehen die wenigsten; entweder sie werden feig oder bissig oder hinterhältig — meistens feig."

Mit ebenso großer Bewunderung wird der Pathologe der Universität, Professor Bullus, dargestellt. Er ist ein außergewöhnlicher Geist mit einer allumfassenden Gedankenwelt: „Im Handumdrehen zog Bullus die erstaunlichsten Parallelen . . . berührte den Chemismus der Krebszellen, schleuderte ein paar Namen in die Luft: Warburg, Langerhans, Virchow; stieg hinab bis zu den Wurzeln der medizinischen Wissenschaft, immer bestrebt, das Wesen einer Sache herauszuschälen, zitierte Aristoteles im Urtext, Harvey auf englisch und Pasteur auf französisch mit einer Vollkommenheit der Aussprache, daß man vor Ergriffenheit den Atem anhielt. Er sprach hastig, die Worte überstürzten sich beinahe, aber vermengten oder verwirrten sich niemals dank seiner scharfen, fast grellen Artikulation. Dieser 70jährige Greis, dessen Gesicht unzählige Falten und Runzeln verheerten, schien mit unermeßlichen Willensenergien angefüllt. Schloß man die Augen und folgte nur dem Klang seiner raschen befehlshaberischen Stimme, so hörte man einen 30jährigen reden. So unvermutet er einen Gedanken aufnahm, so unvermutet ließ er ihn fallen. Zwei, drei Sätze genügten ihm, einen Gedanken mit der Lebendigkeit und durchsichtigen Klarheit eines springenden Wasserfalls zu entwickeln. Dieser geistigen Beschwingtheit entsprach eine ebensolche körperliche Bewegtheit. Er ballte die Fäuste, öffnete sie, spreizte die Finger, stieß die Arme hoch, schnellte die Augenbrauen empor, alle Muskeln seines zerknitterten Gesichts bewegten sich und lebten; der ganze Mann stand plötzlich in Flammen, zügelte sich, blaßte ab, erhob sich wieder ohne im geringsten schauspielerisch oder

grotesk zu wirken. In seinem Wesen schienen elektrische Ströme zu fließen, die alle dreißig Sekunden im Gehirn eine Pulvermiene zur Entladung brachten. Jeder neue Gedanke, den er emporhob, glich einem Vorstoß ... Ein Bahnbrecher ... Ein Führer ... Was für ein Mann!" — Freilich sind selbst an den Universitätskliniken nicht nur solche überragend menschlich und wissenschaftlich bedeutende Persönlichkeiten, und es gelingt nicht allen, die tüchtig und begabt sind, das ersehnte Ordinariat zu erreichen.

Vielen ist es ergangen wie dem Professor Haberbusch, der vom Unglück buchstäblich verfolgt wird und sich jahrelang mit einer seinen Verdiensten und Fähigkeiten durchaus nicht entsprechenden Stellung begnügen muß. Schließlich kann man es ihm nicht verdenken, daß er verzweifelt und verbittert wird. Diese Verbitterung ist so menschlich und bis ins letzte verständlich! „Sie wissen nicht, wie es mit meinen Drüsenverpflanzungen gegangen ist! Auf dem Schreibtisch liegt die Arbeit fix und fertig, da kommt Voronoff mit seinen Versuchen heraus. Vierzehn Tage früher — und mein Name stünde im Konversationslexikon! Das sind Erfahrungen, mein Bester!" — — Die Tragik des „Volk ohne Raum" wirkt sich auch hier in dem Schicksal des Professors aus. Über 15 Jahre wirkt er für die Wissenschaft, „er hatte sich einen Namen gemacht und eine Zeit lang sogar in vorderster Linie gekämpft. Auf den Kongressen hatte sein Vortrag ebenso gefallen wie seine hohe Figur mit dem großen, löwenartigen Kopf, der an Beethoven erinnerte. Vorbei. Er, der auf Dreivierteln der Welt eine allererste Kraft gewesen wäre, stand im überfüllten Deutschland auf totem Geleise, und je länger er sich mit dem ergebnislosen Warten auf Selbständigkeit verzehrte, um so verdrießlicher und gleichgültiger wurde er." Erst spät hat dann Professor Haberbusch doch noch eine Stelle als Lehrer einer südamerikanischen Universität bekommen. — Wie schlimm es aber mit der Universitätslaufbahn in Deutschland aussieht, läßt sich aus der Tatsache entnehmen, daß sogar der literarische Deus ex machina erst eine südamerikanische Universität be

mühen muß, um einm verzweifelten deutschen Dozenten zu seinem Lebensrecht zu verhelfen.

Denselben steinigen Weg, den Professor Haberbusch doch noch mit Erfolg gegangen ist, geht der ebenso sympathische Privatdozent Behrendt. Nur sind seine Erfolgsaussichten noch schlechtere. Haberbusch verfügte über ein Zaubermittel, das ihn befähigte, solange auszuhalten, bis das Glück ihn an das Ziel seiner Wünsche brachte: Er hatte große Geldmittel. Behrendt aber ist arm, und er hat eine Frau und drei Kinder. Da ist das schmale Assistentengehalt dann oft sehr knapp, und Behrendt muß Abend für Abend an Gutachten, Rundfunkvorträgen und Zeitungsartikeln arbeiten, um durch diesen kargen und mühseligen Nebenverdienst seinen so leicht erschöpfbaren Geldbeutel immer wieder aufzufüllen. Zu ernster wissenschaftlicher Arbeit freilich reicht dann die Zeit nicht aus, denn tagsüber muß er eine große klinische Station versehen. So muß er mit Aufbietung aller Kräfte seine Stellung verteidigen gegen den massenhaft nachdrängenden medizinischen Nachwuchs. Er tut es ohne Murren und Klagen mit einer lächelnden Ergebenheit und sympathischen Selbstervständlichkeit.

Anteilnahme und Mitleid erwecken die Gestalten der beiden Assistenten Dr. Kerschbaum und Dr. Zierlich. Kerschbaum ist ein armer kranker Mensch. Er ist häßlich, hat rote Haare, rotgeränderte Augen, weit abstehende Ohren und ein ständig fiebriges Gesicht. Das Schlimmste aber ist, daß er eine schwere unheilbare Lungentuberkulose hat, und daß die Zeit, die er noch zu leben hat, knapp bemessen ist. Er weiß das, klammert sich verzweifelt an seinen Arbeitsplatz in der Klinik und hat nur noch den einen Wunsch, seine begonnene Arbeit zu Ende zu führen. Doch soll ihm dieser Wunsch nicht erfüllt werden, denn eines Morgens setzt ein schwerer Blutsturz während der Arbeit seinem Leben ein Ziel. Rührend ist die verehrungsvolle Liebe, mit der der arme Kerschbaum zu seinem Chef, dem Geheimrat Rösemann, aufsieht, ohne freilich von dem großen Mann beachtet zu werden.

Dr. Zierlich ist der Vorlesungsassistent des Geheimrats. Er ist ein stiller, gescheiter und fleißiger Mensch, der aber von einer beinahe krankhaften Schüchternheit und Ängstlichkeit be-

herrscht wird, die ihm im Verkehr mit den Vorgesetzten viel zu schaffen macht. Der etwas rauhe Umgangston der Klinik erschreckt und verstört ihn, und so begeht er manche Ungeschicklichkeit mit dem Erfolg, daß ihm sein Anstellungsvertrag vom Geheimrat nicht mehr verlängert wird. Zierlich sucht am Tage nach der Katastrophe ein teures, märchenhaft gelegenes Hotel im Gebirge auf; einen Tag und eine Nacht verbringt er dort in fröhlicher Gesellschaft, ungehemmt und nach Herzenslust wird getafelt, getrunken und geschlemmt. Dann verbrennt er seine gesamten wissenschaftlichen Arbeiten, ein nicht geringes Paket, im Kaminfeuer seines Hotelzimmers und schießt sich ein Kugel in den Kopf. —

Nicht alle ärztlichen Gestalten sind so von der idealen Seite gesehen. Da ist beispielsweise ein streberischer Assistent, der mit Hilfe dunkler „diplomatischer" Machenschaften den Weg zur Karriere schneller zu finden hofft; da ist ein kleinlicher Oberarzt mit der Mentalität eines Subalternbeamten, dessen Lebensinhalt die Statistik ist, und der sich ständig auf der Jagd nach unbenutzt brennenden Bunsenbrennern befindet — und schließlich versteigt sich auch ein Ordinarius zu dem wenig geschmackvollen Experiment, den Kopf eines Enthaupteten gleich nach dem Tode mit allerlei Lösungen und Säften zu durchströmen, um ihn womöglich noch einmal zum Leben zu erwecken.

Ein schönes Zeugnis stellt der Verfasser dem alten Medizinalrat aus, der Leiter eines kleinen Provinzkrankenhauses ist. Das ist eine rührende Gestalt. Man sagt dem alten Arzt nach, daß er über den lyrischen Gedichten, die er heimlich zusammenreimt, oft vergäße, seinen Privatpatienten Rechnungen auszustellen. Und noch ein anderer Chefarzt ist geschildert, der auch Leiter eines kleinen Kreiskrankenhauses ist. Er ist ein brummiger alter Herr, der aber seine menschlichen Vorzüge hat. Er macht von seiner Person und seinem Können nicht viel her. Mit seinem alten abgeschabten Hütchen und einem Regenschirm und einer altmodischen Reisetasche bewaffnet, fährt er zu jedem medizinischen Kongreß, um Neues zu hören. Nie meldet er sich zum Wort, aber auch nie läßt er einen Vortrag aus. Immer sitzt er bescheiden und ein wenig verwirrt von der großen

Wissenschaft, die auf ihn einstürmt, auf der letzten Bank und hört zu. So fleißig er auch die Kongresse seiner Fachgenossen besucht, so hat er doch keineswegs den falschen Ehrgeiz, die kniffligen, komplizierten Operationsmethoden, die dort diskutiert werden, zu Hause in seinem kleinen und ein wenig primitiven Landkrankenhaus anzuwenden! In vollkommener Harmonie ist er sich der Grenzen seines Könnens und der Möglichkeiten seines Krankenhauses bewußt und überschreitet sie nie. — Ganz hervorragend versteht es Hoster, die eigentümlich erregende Krankenhausatmosphäre, die Freuden und Mühseligkeiten des Assistentendienstes einzufangen und das seltene Gegenspiel zu schildern von Sieg und Niederlage über Krankheit und Tod, den Kampf gegen Dummheit und Angst, gegen Schlechtigkeit und Intrigue — kurz, den ewigen Krieg gegen alle Widerwärtigkeiten, die nur der Eingeweihte kennt, der sich selbst mit ihnen herumgeschlagen hat. Hinter jeder Zeile spürt man den Arzt, der Erlebtes und Selbstempfundenes schildert. Hosters Buch ist sicher deshalb so eindrucksvoll, weil alles bis in die letzte Begebenheit, die er darstellt, restlos echt und wahr ist. Sicherlich haben Bücher wie Manns „Zauberberg" und Wassermanns „Etzel Andergast" ein literarisch bedeutend höheres Niveau; es sind hochwertige Dichtungen — Hosters Roman ist aber ein Erlebnisbuch!

Soeben ist ein Roman erschienen, der mit Hosters Buch eine ganz außerordentliche Ähnlichkeit aufzuweisen hat. Der Verfasser ist U n s e l t und der Titel des Romans heißt „D e r A r z t a u s L e i d e n s c h a f t". Hier verschafft sich ein mit Primareife abgegangener Gymnasiast falsche Abiturienten- und Physikumspapiere, studiert weiter und micht schließlich das Staatsexamen. Später wird er der Assistent Felgentreu. Er entdeckt ein eigenartiges Serum, mit dessen Hilfe es ihm gelingt, septische Prozesse nicht nur zu heilen, sondern ihrem Entstehen auch mit Sicherheit vorzubeugen. Seine Schuld quält ihn so sehr, daß er ihr seine Liebe zu opfern bereit ist, was aber noch im letzten Augenblick verhindert wird. Felgentreu wird als äußerst tüchtiger, gewissenhafter Arzt geschildert, der die größte Achtung seines Chefs, des ebenso sympathischen Geheimrats Grimm, und die Verehrung seiner Patienten besitzt.

Ebenso wie Hosters Dr. Kraus probiert er sein neu gefundenes Heilmittel an sich selbst aus und setzt dabei sein Leben aufs Spiel. Seine Ehrlichkeit sich selbst gegenüber grenzt an Selbstquälerei. Sein Freund ist der junge Assistent Wüstefeld, der ein wenig leichtsinnig, im übrigen aber gutmütig, sympathisch und in menschlichen Dingen reichlch unerfahren ist. So fällt er einem Erpresser in die Hände, einem Patienten, den Wüstefeld operiert hat, und der nun behauptet, durch die Operation eine Lähmung davongetragen zu haben. Später stellt es sich unter Felgentreus Hilfe zwar einwandfrei heraus, daß es sich um einen Betrug handelt; Wüstefeld erlebt aber doch einige sehr schwere Tage, weil er nicht weiß, woher er das Geld nehmen soll, um die Forderungen des Erpressers zu erfüllen. Er kommt in seiner Verzweiflung sogar so weit, daß er fast Geld angerührt hätte, das ihm nicht gehört und das für andere, nämlich wissenschaftliche Zwecke bestimmt ist. — — Unselts Roman kann trotz des fast gleichen Inhalts literarisch nicht mit dem Roman Hosters verglichen werden. Er ist ein guter und zumal für den ärztlichen Leser interessanter und recht flüssig geschriebener Unterhaltungsroman, der aber dem Hosterschen Buch in künstlerischer Hinsicht weit nachsteht.

Thomas Mann hat in seinem etwas umstrittenen „Zauberberg“ sehr gut die eigenartige Atmosphäre wiedergegeben, die durch den Sanatoriumsbetrieb geschaffen wird. Diese Atmosphäre erhält im Lungensanatorium — die Handlung des Mannschen Buches spielt in einem solchen — durch die psychischen Besonderheiten, die die Lungentuberkulose hervorbringt, ein eigenes spezifisches Gepräge: Die Todesnähe auf der einen Seite und auf der andern Seite die toxische Euphorie, die „Gnadennarkose“ der Lungenkranken mit der daraus resultierenden Leichtlebigkeit, schaffen menschliche Verwicklungen, Einseitigkeiten und Übertreibungen der Lebensauffassung mit den dazu gehörigen Konsequenzen für die Praxis des Lebens, die einem so routinierten Schriftsteller wie Mann große künstlerische Möglichkeiten bieten. Nicht ganz so gut sind die Ärzte in seiner Schilderung weggekommen. Der Chefarzt des Sanatoriums ist zwar ein tüchtiger Arzt und hervorragender Leiter seiner Anstalt, aber er ist keine allzu bedeutende Figure. Er ist

nur ein an bevorzugter Stelle stehender Statist im Geschehen des Romans. Gerechterweise muß allerdings zugegeben werden, daß alle Figuren in dem Buch etwas blaß gezeichnet sind. Die Charakterschilderung verliert an Farbigkeit zugunsten der dezenten Beleuchtung und der vollendeten Form, die stellenweise freilich artistisch überspitzt ist. — Wenig sympathisch ist der Assistent des Sanatoriums geschildert. Wenn er sich schon in einer freien Zeit mit den Patienten und besonders auch mit den Patientinnen auf psychanalytische Aufklärungsvorträge einläßt, so sollte er es wenigstens vermeiden, daß sie in pikante Spielereien ausarten. — In dem sehr umfangreichen Buch ist außerordentlich viel die Rede von allen möglichen medizinischen Dingen; ganze Kapitel der Physiologie und Pathologie werden sachkundig abgehandelt. Aber die Ärzte selbst werden meist nur mit kurzen Streiflichtern beleuchtet. Es lag auch wohl kaum in der Absicht des Verfassers, einen Arztroman zu schreiben, sondern er wollte eben das Eigenartige der Lungensanatoriumsluft, eben die Atmosphäre, einfangen, und das gelingt sicher besser mit der Darstellung impressionistisch unscharfer Konturen der Menschen und ihrer Umweltsgegebenheiten, als mit photographisch „naturgetreuen", naturalistischen Methoden.

Ganz anders ist Jacob Wassermanns „Etzel Andergast". Es handelt sich dabei um die Fortsetzung von desselben Verfassers „Fall Mauritius", und der Roman interessiert uns im Hinblick auf das Thema der Arbeit nur kapitelweise. Es interessieren nur die Abschnitte, die sich mit dem Leben des praktischen Arztes und späteren Nervenarztes Kerkhoven befassen. Mit dieser Einengung ist das Werk als ein ärztlicher Entwicklungsroman zu bezeichnen: Er zeigt die Befreiung Kerkhovens aus seiner menschlichen und beruflichen Enge, seinen jähen Aufstieg und sein tristes Ende. Kerkhoven ist ein begnadeter Arzt, weil er ein begnadeter Mensch ist. Der Weg, den er gehen muß, ist freilich schwer, und Stück um Stück wird ihm von Menschen weitergeholfen, die vom Schicksal ebenso begnadet sind wie er. Da ist zuerst der große Erwecker Irlen, die aufopfernde blinde Leidenschaft seiner ersten Frau Nina und die erlösende Liebe seiner späteren Frau Marie. Aus seinen menschlichen Beschränkungen mußte er heraus, weil

er ein für enge Grenzen zu groß angelegter Mensch war, und seine beruflichen Begrenzungen störten seine Entwicklung, weil ihn die Praxis des Berufes enttäuschte: „... Die trostlose Verflachung hatte er nicht vorausgesehen. Er hatte es sich anders gedacht. Was war er denn geworden? — Sie kamen mit eitrigen Geschwüren am Finger, mit erfrorenen Zehen, entzündeten Augen und Sausen in den Ohren. Sie hatten Bauchschmerzen, Brustschmerzen, Gliederreißen, Übelkeiten. Kinder hatten Schafblattern, Masern, Keuchhusten, Mumps. Alte Leute waren gichtbrüchig oder asthmatisch, Dienstmädchen und Gouvernanten fürchteten schwanger zu werden und waren es zuweilen. Ehefrauen, die nicht mehr gebären wollten, simulierten Herzkrankheiten. Da ein Schorf auf der Hand, dort eine pfeifende Lunge, einmal eine Halzentzündung, einmal ein schwacher Darm, einmal ein Basdeow. Den schickt man in die Poliklinik, den zum Zahntechniker, dem schneidet man einen Abzeß auf, dem vierten schient man ein gebrochenes Bein. Die einen finden, man verschreibt nicht genug, die andern, die Rezepte seien zu teuer. Sie wollen Pflaster haben, Purgative, rasch heilende Tränkchen, sie glauben, es ist Zauberei. Sie verweisen auf gewisse Zeitungsinserate und erkundigen sich, ob das Mittel verläßlich sei. Manche verstehen alles besser. Sie haben medizinische Traktätchen oder Flugschriften von Wunderdoktoren gelesen und bemängeln jeder Verordnung. Manche schlottern vor Angst, wenn sie ein Brausepulver nehmen sollen, manche verlangen gleich den Chirurgen, wenn sie der Magen drückt. Manchen sitzt der Tod im Nacken, und sie lassen nicht von ihren aufreibenden Geschäften und mörderischen Leidenschaften; manche rufen einen mitten in der Nacht, wenn sie Nasenbluten bekommen. Mit denen, die sich in der Sprechstunde einfinden, ist es leichter als mit denen, die man in ihren Häusern aufsuchen muß; mit den Armen hat man weniger Beschwerden als mit den Begüterten. Die Großbürger geben einem zu verstehen: Wir bezahlen dich, folglich hast du uns zu helfen. Sie tun, als hätten sie ein besonderes Anrecht auf Gesundheit und langes Leben, als bewohnten sie einen sakralen Bezirk, in dem der Arzt etwas wie einen Schutzmann gegen Tod und Schmerz abzugeben hat, und als vervollkommene sich die Wissenschaft

nur für sie; denn schließlich ist es ihr Geld, von dem man hygienische Institute baut, kostbare Mikroskope kauft und teure Professoren besoldet. Viele sind ungeheuer aufgeklärt, sie reden von Bakterien, Streptokokken, Röntgenbildern, Sepsis und Harnanalysen, daß man sich ganz dumm dabei vorkommt, und denken, das sei alles schon so sicher wie ein Staatspapier und einfach wie die Regeln beim Sport.“ — Es wird kaum einen Praktiker geben, dem diese Worte Wassermanns nicht aus der Seele gesprochen wären und der nicht selbst schon erbittert im Kampf gegen diese Schwierigkeiten gestanden hätte! Kerkhoven gibt aber diesen Kampf nicht auf aus Müdigkeit und am schließlich Erfolg verzweifelnd, sondern weil er sich zum Forscher berufen fühlt, weil er eben Kräfte in sich fühlt, die bisher brach lagen, weil sie in seiner praktischen Tätigkeit nicht entwickelt und ausgenutzt werden konnten. Es ist psychologisch ungemein reizvoll geschildert, wie er den Übergang in die Berufung zur neuen Tätigkeit findet. Aus Verehrung und Liebe zu seinem menschlich so großen Freund Irlen, der an einer schleichenden und tödlichen Tropenkrankheit leidet, beginnt er zu forschen, um eine Möglichkeit zu finden, dem Freund zu helfen. Da geht der vielbeschäftigte, gehetzte Praktiker Kerkhoven in die Bibliotheken, wälzt Folianten, macht Exzerpte, läßt sich Literatur kommen, vernachlässigt seine Praxis und kommt dadurch in materielle Bedrängnis. — Das sind die ersten Schritte, die er zögernd auf dem neuen Wege seines Forscherberufes tut. Dann wird der Gang der psychologischen Handlung verwickelter, das Erlebnis der großen Liebe zu einer Frau spielt hinein. Verschiedene Themata der Handlung überschneiden sich, lösen sich auf: Die Spur von Kerkhovens ärztlicher Entwicklung verschwindet im rein menschlichen Erlebnis. Nur am Ende der Episode Irlen steht noch einmal ein Geschehnis von dramatischer Wucht: Um den Freund, dessen Unheilbarkeit der Arzt allmählich immer klarer erkennt, vor dem qualvollen Rest seines verlorenen Lebens zu schützen, gibt er ihm auf seine Bitte die erlösende Injektion als letzten und größten Freundschaftsdienst, den er ihm erweisen kann. So entwickelt sich langsam aus dem simplen Kleinstadtarzt der große Neurologe und Psychiater; der seelische und materielle Erfolg wächst

mit der Zunahme der menschlichen Reife und Größe Kerkhovens. In steiler Kurve geht die Linie seiner Entwicklung aufwärts, nur hier und da unterbrochen durch die Schilderung eines packenden seelischen Abenteuers. Mit großer Eindringlichkeit ist die Szene geschildert, als Kerkhoven während des Krieges in die arztlosen Dörfer Rußlands kommt, wo ihn die verängstigte Bevölkerung fast wie einen Messias empfängt. Viele muß er enttäuschen; denn die Grenzen seines Könnens sind festgelegt, aber er hilft allen wenigstens durch sein menschliches Mitgefühl und gütiges Verstehen aller gegebenen Situationen. Nicht die Krankheit sucht er zunächst, sondern den Menschen und sein Leid, die hinter der Krankheit stehen: Die Krankheit ist ihm nur der W e g , der zu ihnen führt. — — Vielleicht war gerade dieses vorurteilsfreie und rückhaltlose Verstehen der ursprüngliche Anlaß, der dann zu Kerkhovens Niedergang führte; allzu weit gehendes Verständnis lähmt die Kraft, macht die Sache der andern zu der eigenen, stellt sie oft über diese und nimmt einem so unmerklich die Waffen aus der Hand. So scheitert er schließlich an scheinbaren äußeren Ursachen, in Wirklichkeit aber, weil sich unbewußt langsam alles schon vorbereitet hatte, woran er zerbrechen mußte. Warum? Diese letzte Notwendigkeit vermag selbst die große Kunst Wassermanns nicht restlos faßbar zu machen. Vielleicht ist das aber auch nicht nötig. Es ist ein Naturgesetz, daß auf Elan und Aufstieg die fruchtbare Reife und dann der Niedergang kommen muß. Bei dem einen kommt er mit der Wucht der agonalen Katastrophe, bei dem andern nur als ein erschöpftes und friedliches Verglimmen seines Lebensfeuers. Die F o r m des Unterganges ist eben schicksalsbedingt und unergründlich. — —

Vielfach ist in der Literatur die Gestalt der Ärztin gebracht worden; erfreulich ist, daß es fast überall mit Anerkennung geschah. Allerdings ist ein Teil der hierher gehörigen Romane von Frauen geschrieben.

Am unproblematischsten und zugleich am farbenprächtigsten behandelt R i c h t e r das Problem des weiblichen Arztes in seinem Roman „F r ä u l e i n D o k t o r G u d o v i u s“. Er schildert die Erlebnisse einer jungen Hamburger Ärztin, die

nach Brasilien auswandert, um sich dort im Urwald zu betätigen. Sie wird zunächst etwas zu betont selbständig und forsch dargestellt, was man leicht als Überkompensierung auslegen könnte. Schließlich aber hat sie doch die sie erwartenden Schwierigkeiten in den unbekannten Tropen unterschätzt und ist dankbar dafür, daß sich im rechten Augenblick der rechte Mann findet, der ihr die Anlehnungsmöglichkeit gibt, die sie als Frau braucht. Daß sie aus ihrer anfänglich etwas blaustrümpfigen und betont männlichen Selbständigkeit zu ihrem wahren Wesen zurückfindet, ist freilich nicht der einzige sympathische Zug an dieser Gestalt.

In Gerhard Hauptmanns „Die Insel der großen Mutter" ist eine der wichtigsten Personen eine Ärztin: Doktor Egli. Sie ist die geistige Führerin und Urheberin des von Hauptmann geschilderten Frauenstaates. Als solche ist sie zunächst noch etwas amazonenhaft und überemanzipiert dargestellt, und auch die überlegen sachliche Art, in der sie sich zu den Erscheinungen stellt, die es wahrscheinlich machen, daß dieser reichlich barocke Frauenstaat doch wieder einmal die Herrschaft eines Mannes anerkannt hat, wirkt zwar imponierend, ohne aber daß man deswegen für die Doktor Egli einnehmendere Gefühle aufbringen könnte. Denn schließlich bedeutet ein weiblicher Körper mit einem männlichen Charakter einen Mißklang, der durch sonst auch noch so vorzügliche Eigenschaften nicht beseitigt werden kann. — Das Buch steht auch literarisch nicht auf der Höhe der meisten übrigen Hauptmannschen Werke; das Motiv ist gesucht, und die Durchführung ist ledern und oft recht langatmig.

Sympathischer ist die Augenärztin in dem Schauspiel „Dämmerung" von Rosmer. Sie ist eine fraulich gütige Gestalt, die auch über ein großes Maß beruflicher Tüchtigkeit verfügt, so daß ihr von allen Seiten die größte Liebe und Hochachtung gezollt wird.

Ein ausgezeichnetes Buch hat Hilde Maria Kraus geschrieben: „Ärztinnen". Ort der Handlung ist ein kleines sowjetrussisches Landkrankenhaus. Der Chef des Krankenhauses ist die Ärztin Dr. Ainoff. Sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Hauptmannschen Dr. Egli, nur sind ihre männ-

lichen Charakterzüge noch schärfer und härter ausgeprägt. Sie ist ein von kaltem Stolze besessenes, glückloses, krankhaft verschlossenes Geschöpf, das außerdem unduldsam und herrisch ist bis zum Autismus. Ihre Assistenten und Assistentinnen hassen sie, und sie wiederum verachtet ihre Mitarbeiter. Das außerordentliche Übergewicht, das sie besitzt, liegt in ihrer großen Operationskunst. Die Kranken wissen das und vertrauen sich ihr blindlings an. Sie bemüht sich nicht, ihre hervorragende Operationstechnik auch ihren Mitarbeitern zu lehren, sie führt grundsätzlich alle Operationen selbst aus und läßt die ihr untergebenen Ärzte nur assistieren. In dieser selbstischen Einstellung liegt ihr Untergang begründet. Eines Tages muß eine dringende Operation bei ihr vorgenommen werden, die eine ihrer ungeübten Assistentinnen ausführt. Es kommt durch die Ungeschicklichkeit der Assistentin zur Blutvergiftung, und die Dr. Ainoff stirbt. Darauf begeht die junge Assistentin Selbstmord. — Das Buch ist sehr flott geschrieben und hat literarisch ein gutes Niveau.

Eine ähnlich maßlose, aber doch wesentlich sympathischere Gestalt schildert Hoster in seinem schon oben ausführlich besprochenen Buch „Viele sind berufen“ in der Gestalt der Medizinstudentin Genia Donskoj. Sie ist die Tochter eines österreichischen Reitergenerals und hat tatarisches Blut in den Adern. Äußerlich ist sie von einer etwas fremden katzenartigen Schönheit, klug, kurz entschlossen und energisch. Vor allen Dingen aber verfügt sie über eine tierhafte Natürlichkeit und instinktive Sicherheit. Atavistisch bricht in ihr von Zeit zu Zeit die Sehnsucht nach einem schweifenden Nomadenleben durch, und immer, wenn sie einige Semester studiert hat, taucht sie abenteuernd bald an diesem, bald an jenem Ende der östlichen Halbkugel auf. Auch hat sie „zwanzig Monate in der Mongolei gelebt und im Kaukasus — als Medizinmann, Hebamme, Teufelsbeschwörer ... in einem Dorf am Terek ... Kranke geheilt — oder auch nicht, Teufel ausgetrieben — oder auch nicht, und sogar in einer Postkneipe in der Mandschurei einem viehisch betrunkenen Kutscher das Os frontale perforiert... Eine andere hätte die Augen zugemacht und sich umbringen lassen.“ Trotz dieser Wildheit

hat die Gestalt dieser Medizinstudentin sehr liebenswerte Züge, die sich besonders in der Liebe und Aufopferung für den Held des Hosterschen Buches äußern. Das Bild der Frau ist harmonisch abgestimmt: sie ist nicht wild und herrisch und abenteuersüchtig aus sensationslüsterner Emanzipiertheit, sondern weil das alles aus ihrer unverdorbenen und unschuldigen Tierhaftigkeit entspringt, die sich um keinen Preis von der Kultur „domestizieren" lassen will. Sie wird sicher einmal eine gute Ärztin werden, weil sie nichts anderes will, als das sein, was sie ist, und weil außerdem ihr Wesen aus einem Guß ist, von einer unzerbrechlichen Homogenität.

Eine recht liebenswerte Erscheinung ist die Medizinstudentin Helge Peters in Margarethe Hackebeils Roman „Und wieder beginnt das Leben". Sie macht keinen Anspruch auf geistige Bedeutung, denn sie weiß, daß ihre fraulichе Schönheit, die in ihrer unbeirrbaren Liebe zu ihrem Jugendfreund, dem Arzt Dr. Franke, zum Ausdruck kommt, bedeutend wertvoller ist.

Von geringerer Bedeutung ist Mohrs Roman „Venus in den Fischen". Astrologie und andere etwas abseitige „Wissenschaften" spielen eine große Rolle, und auch die Menschen sind etwas eigenartig und in ihrer Darstellung ausgefallen. Die Ärztin Dr. Otterloo ist zwar ganz sympathisch, aber doch ein wenig blaß geschildert, und man gönnt ihr, daß sich zum Schluß alles für sie in Wohlgefallen auflöst.

Interessanter und auch schriftstellerisch besser ist Edmund Sabotts Roman „Kain, wo ist dein Bruder?" Im Mittelpunkt der ziemlich dramatischen Handlung steht die Ärztin Käte Verwahl. Sie wird zu Beginn des Buches als eine zwar sehr tüchtige, aber doch etwas zu energische junge Dame geschildert, die ihre Wissenschaft ebenso gut und sicher beherrscht wie die Kunst der Menschenbehandlung. Ihr Ziel, dem sie mit aller ihr zur Verfügung stehenden Spannkraft zustrebt, ist zunächst kein anderes, als möglichst schnell zu einer guten und einträglichen Praxis zu kommen. In dem Eifer, in dem sie die Verwirklichung ihres Planes betreibt, übersieht sie völlig die Zuneigung ihres recht sympathischen Studiengenossen und Kollegen, des Dr. Tuckenbrodt. Dieser wird als tüchtiger Arzt

und kluger, umsichtiger Mensch geschildert. In diesem Teil des Romans erscheint die Heldin Käte Verwahl noch reichlich blaustrümpfig; das Bild ändert sich aber bald: Sie verliebt sich in einen mysteriösen Patienten, der unter keinem geringeren Verdacht steht als den, einen Mord begangen zu haben. Die Ärztin glaubt von Anfang an nicht an die Schuld des Verdächtigten, der auf der Flucht vor der Polizei in ihre Behandlung gekommen ist, und sie setzt unbedenklich Ruf, Karriere und Freiheit aufs Spiel, um ihm dazu zu verhelfen, seine Unschuld zu erweisen. Dabei fragt sie gar nicht danach, ob er ihre Liebe erwidert, sondern sie handelt ganz instinktiv und stellt rücksichtslos ihre eigenen Interessen in den Hintergrund. Schließlich geht dann auch alles zum Guten aus, und ihre Aufopferungsfreudigkeit findet ihre natürliche Belohnung. — Mit recht sympathischen Zügen ist der alte Landarzt ausgestattet, dessen Praxis die Ärztin vertetungsweise übernommen hat. Er nimmt das Mädchen gegen alle Anfeindungen von seiten der Patienten, die allmählich hinter das Geheimnis seiner Vertreterin gekommen sind, in Schutz, obwohl sich seine Praxis durch diese Stellungnahme zunächst wesentlich verschlechtert.

Eine schwerblütige, charakterlich und seelisch außerordentlich starke Natur ist die Frau des Arztes Geyer in dem Roman „Arbeit“ von Ilse Frappan-Akunian. Der Arzt Geyer ist wegen schwerer Vergehen zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden, und bei diesem Unglück zeigt sich die außerordentliche Charakterstärke seiner jungen Frau. Sie muß einen Beruf ergreifen, um ihre Kinder ernähren und erziehen zu können. So studiert sie Medizin und bringt es schließlich zu einer ansehnlichen Praxis. Sie hat ihren ärztlichen Beruf zunächst nur der äußeren Not gehorchend und mit einem gewissen Widerstreben ergriffen, allmählich ändert sich aber diese Einstellung, und die Freude an ihrer Tätigkeit läßt sie zu einer hervorragenden Ärztin werden.

In sehr launiger Art schildert Dreyer in seiner Komödie „In Behandlung“ die Vorurteile und die daraus entstehenden Schwierigkeiten, mit denen weibliche Ärzte — wie überhaupt die berufstätigen Frauen um die Jahrhundertwende — zu kämpfen hatten. Bei den Spießbürgern eines kleinen Land-

städtchens erregt die Tatsache der Niederlassung der jungen Ärztin Dr. Weigel schweren Anstoß, und sie ist zunächst allen nur erdenklichen Anfeindungen und Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Der Weg, den sie zur Rettung aus diesen Schwierigkeiten einschlägt, erscheint etwas kompliziert: Sie geht eine Scheinehe mit dem Frauenarzt Dr. Wiesener ein, dem die sehr moralische Bürgerschaft des Städtchens ähnliche Schwierigkeiten macht, weil sie es als unsittlich empfindet, daß ein Frauenarzt unverheiratet ist. Sie üben dann auch beide ihre Tätigkeit zusammen aus, und zwar mit durchschlagendem Erfolg. Aus der Scheinehe wird eine richtige Ehe — und alle Bedenken der engherzigen Zeitgenossen sind damit hinfällig geworden.

Prosaischer ist die Art, in der sich Höckers „Fräulein Doktor" hilft. Sie gründet mit mehreren Kolleginnen zusammen eine Klinik, und dieses „Fähnlein der sieben Aufrechten" kann natürlich den feindlichen Angriffen wirksameren Trutz bieten als eine alleinstehende Frau es vermag.

Alle dieses letztgenannten Schriften berühren schon das Problem des Berufskampfes und in seiner krassesten Form auch des Existenzkampfes des Ärztestandes. Der heutigen Ärztegeneration, die noch unter dem schweren Eindruck des Krieges, des Friedensvertrages, der Inflation und Deflation steht, erscheinen die Schilderungen René Schickeles, die er in seinem Roman „Maria Capponi" von dem Leben eines Arztes gibt, doch allzu unkompliziert und zu sehr durch bunte Scheiben gesehen. Der Verfasser schildert die Niederlassung und das Aufblühen der Praxis eines jungen Chirurgen — er schildert sie so, wie man sich als Student in den ersten vorklinischen Semestern den Ablauf der Dinge vorstellt. Dieser von Schickele dargestellte Arzt hat zunächst einmal eine „vorzügliche" Ausbildung als Chirurg genossen, und nun beschließt er eines Tages, „wer zu sein". Zu diesem Zweck eröffnet er kurzerhand eine chirurgische Privatklinik — selbstverständlich mit allem Komfort ausgestattet, jedes Zimmer hat Doppeltüren, die natürlich ledergepolstert sind, eine Unzahl Schwestern huschen lautlos über die Gänge, in dem weiß gekachelten und mit den raffiniertesten Apparaten ausgestatteten Operationssaal strahlen ununterbrochen die Bogenlampen, der junge Grün-

der und Chef der Klinik thront ständig hinter seinem Mammutschreibtisch und teilt Befehle nach allen Seiten aus, wenn er sich gerade einmal vor Patienten retten kann, die natürlich in ungeahnten Mengen die Klinik stürmen. Daß er mit großem Geschick und ebenso großem Glück operiert, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Er heiratet eine seiner Krankenschwestern, bekommt Kinder mit ihr und ist in jeder Beziehung restlos glücklich. Es soll nicht bestritten werden, daß das alles möglich ist. Aber die Regel ist doch, daß die Wirklichkeit von dieser Darstellung etwa abweicht.

Nassauer, ein ärztlicher Autor, hat Episoden aus dem Leben des Arztes ebenso unpathetisch-lebenswahr wie künstlerisch-meisterhaft dargestellt. Er bedient sich dazu meist der Novellenform, deren Technik er mit Vollendung beherrscht. Nassauer nimmt zu dem Problem des Berufs- und Existenzkampfes in mehreren seiner Novellen Stellung. Am eindringlichsten sind Gestalten und Handlung geschildert im „Fronarbeiter". Der Fronarbeiter ist der gehetzte Großstadtkassenarzt Dr. Metzler. „31 Besuche gemacht! Ich bin sicherlich 70 bis 80 Treppen gestiegen. Rechne ich jede Treppe zu 20 Stufen, so sind das im ganzen gegen 1500 Stufen; jede Stufe zu 30 cm gerechnet, macht das 450 m. Der Dom ist 100 m hoch, also bin ich heute vier bis fünfmal den Dom hinaufgestiegen — das spürt man in den Beinen! . . . In der Frühe von 7 bis 9 waren doch sicherlich 15 Leute in der Sprechstunde und nachmittags 20 bis 25. — Da kommt beispielsweise die Bierbrauereibesitzerin Marix ins Wartezimmer — als sie aber die große Menge wartender Arbeiter und Arbeiterinnen sieht, über die sie sich so erhaben dünkt, kehrt sie um und geht zu einem andern Arzt. Die bevorstehende Geburt, die Metzler hätte leiten sollen, hätte ihm einige hundert Mark eingebracht, „mehr, wie mir hundert Kassenpatienten für ein viertel Jahr eingetragen hätten". Auch der Abend gehört nicht dem Doktor, obwohl er ihn heute gerade gern für sich gehabt hätte, um mit seiner Frau die Kassenabrechnungen zusammenstellen zu können. Aber ein Gewohnheitssäufer hat sich wieder einmal sinnlos betrunken, tobt zu Hause und schlägt alles in Trümmer. „Da holt man mich, weil es ja nichts kostet. Ich brauche eine Stunde, bis ich wie-

der nach Hause komme. Das sind meist die größten Lumpen, die einen in der Nacht holen lassen. Ein anständiger Mensch besinnt sich lange, ob er nachts einen Arzt rufen soll... Ein gebildeter Mensch weiß, welches Opfer das ist, mitten in der Nacht aus dem Hause gehen zu müssen." — Natürlich hat unter diesen Umständen der Arzt auch keine Zeit, sich um seine Kinder und um deren Entwicklung zu kümmern, die ihm so sehr am Herzen liegt. Die älteren Kinder und die Frau des Arztes müssen sogar noch bei den Schreibarbeiten helfen, die die Praxis in großem Ausmaße mit sich bringt. Sogar das berüchtigte Vorschreiben der gebräuchlichsten Rezepte läßt sich bei dem vielbeschäftigten Dr. Metzler nicht umgehen. „Dann kann ich alles unterschreiben und genau durchsehen, ob es richtig ist und in die Fächer ordnen: Husten, Kopfweh, Haut, Herz... Wer hätte mir das damals gesagt, als ich wissenschaftlicher Assistent der Universitätsklinik war, daß ich so zum Handwerker werden würde — zum Massenfabrikanten! ... Damals gab es noch keine Kassenkranken, keine Kassenorganisationen, die die Ärzte zwingen, Hunderte von Kranken an einem Tag zu behandeln, wenn sie nur das tägliche Brot verdienen wollen!" — — Der Verfasser nimmt in seinem Buch ausführlich Stellung zu dem medizinischen Kassenelend und zu der abgründigen Verständnislosigkeit, mit der das vergangene übertriebene System der Sozialpolitik im allgemeinen und der Krankenkassenpolitik im besonderen dem Arzt und seinem Beruf gegenüberstanden. Er propagiert darin manche Ideen, die Erwin Liek und seine zahlreichen Vorläufer in ihren Schriften zum Ausdruck gebracht haben. Diese Autoren haben sicher recht, wenn sie diesem System einen großen Teil der Schuld zuschreiben an der Entseelung der Heilkunde, der Proletarisierung und dem Niedergang des Ärztestandes ebenso wie an der Züchtung der Renten- und anderer Zweckneurosen. Einen guten Kommentar dazu bilden Metzlers Erlebnisse mit dem Betrunkenen, zu dem er in der Nacht gerufen worden war. Als er dessen Familienmitgliedern sagt, daß der Mann nicht krank, sondern einfach betrunken sei, wird ihm mit Grobheiten und Beschimpfungen geantwortet, und die Frau des Säufers, die er doch aus ihrer Notlage befreit hat, kündigt ihm an, daß sie am nächsten Tag kommen würde, um

sich den Krankenschein unterschreiben zu lassen. Der Arzt sieht im voraus, wie diese unerfreuliche Geschichte sich weiter entwickeln wird: Am nächsten Tag wird der Arbeiter zu ihm kommen und ihm vorjammern, daß es ihm überall weh tue und er unter keinen Umständen arbeiten könne, und er wird verlangen, daß ihn der Arzt krank schreibt. Findet dieser nichts Krankhaftes an ihm und weigert er sich, den Säufer arbeitsunfähig zu schreiben, so wird der Patient bei allen Freunden und Bekannten über seinen Arzt schimpfen; vielleicht wird sogar ein Artikel über die Herzlosigkeit und den Mangel an Menschlichkeitsgefühl beim deutschen Ärztestand in dem Parteiblatt des Arbeiters erscheinen, und der „Kranke" wird solange zu einem andern Arzt laufen, bis er einen findet, der ihm zu Willen ist. Der „Patient" und seine Arbeitsgenossen werden nicht mehr in Metzlers Sprechstunde kommen, denn sie wissen, daß er nur wirklich Kranke für arbeitsunfähig erklärt. Wovon aber soll der Arzt mit seiner Familie leben? Freilich, manchmal gibt es ja noch Privatpraxis. Aber die Privatpatienten haben zuweilen fast noch größere Nachteile als die Kassenpatienten. Viele zahlen erst nach unverhältnismäßig langer Zeit und manche zahlen überhaupt nicht.

Ein ganz originelles Verfahren, seine Arztschulden loszuwerden, hat in einer Nassauerschen Novelle ein Patient, der von Beruf „Kunstmaler" ist. — Sein Arzt hatte sich seit langem auf den Ostersonntag gefreut, weil er hoffte, an diesem Tag endlich einmal Ruhe zu haben. Diese Hoffnung zerschlägt sich jedoch; denn er muß die Gattin des Malers Grasali am Ostersonntag wegen einer geplatzten Bauchhöhlenschwangerschaft operieren, die Operation glückt, und der Maler ist überglücklich und überhäuft den Arzt mit den temperamentvollsten Dankesergüssen. Er besteht sogar darauf, ihn malen zu dürfen. Nach einiger Zeit bringt er dem verblüfften Doktor ein mittelmäßiges Machwerk und übergibt es ihm mit den Worten: „Also, lieber Doktor, da ist Ihr Bild. Wie hoch schätzen Sie Ihre Operation ein? 500,— Mark. Gut, ich berechne Ihnen das Bild mit 800 Mark. Können Sie mir die 300 Mark gleich geben? Ich gebrauche sie notwendig. Ich muß Miete zahlen, brauche einen Sommerüberzieher, meiner ist recht schundig geworden. . ." Der Arzt

gibt dem Maler fünfzig Mark, mit denen dieser freudestrahlend abzieht.

Freilich wird die Unverfrorenheit der Privatpatienten nicht immer in so schamloser Form zum Ausdruck gebracht wie in dem Falle des Malers Grasali. Aber es ist doch recht häufig, daß Ärzte Briefe erhalten, wie es dem Dr. Edelmann in Nassauers „Der reiche Kaufmann und sein Arzt" passiert. Edelmann hatte die Schwiegertochter eines Industriellen entbunden, deren Mann nach seinen Angaben aber natürlich nur als „Prokurist mit einem kleinen Gehalt" in seines Vaters Werk angestellt ist. Dieser Prokurist mit dem kleinen Gehalt beklagt sich dann bitter über die Höhe der Liquidation: ... „Auch haben Sie bei der Geburt nicht viel zu tun gehabt, die Geburt erfolgte ja von selbst."

Es ist schon recht viel, wenn manchmal die erste Rate der Arztrechnung bezahlt wird. Der unvorsichtige Arzt läßt sich dann vielleicht in seiner Not und seiner Erbitterung bei Ausbleiben der übrigen Zahlungen dazu hinreißen, seinen Patienten zu verklagen, dann darf er oft noch zum Schluß die Gerichtskosten bezahlen, da der Patient dazu nicht in der Lage ist, was allerdings den Patienten nicht gehindert hat, während der Behandlung die allergrößten Ansprüche zu stellen.

Eine gute Gelegenheit, das ärztliche Honorar zu drücken, ist das Vorkommen von Komplikationen, die naturgegeben sind und deren Verhinderung nicht in der Macht des Arztes liegt. — So macht man Nassauers „Doktor Döring" die schwersten Vorwürfe, daß bei der ersten Entbindung einer 40jährigen Schneidermeisterin ein Dammriß entstanden ist, woran nach Auffassung der Schneidermeisterfamilie doch nur die Ungeschicklichkeit des Arztes die Schuld tragen kann. Als dann Dr. Döring dem wirtschaftlich gut gestellten Schneidermeister die Liquidation schickt, erhält er einen groben Brief und sonst nichts.

Etwas mehr von der humoristischen Seite sind diese Probleme in der ärztlichen Komödie „Er liquidiert" von Julia Johst gesehen. — Hier kämpft ein junger Arzt gegen das alte Prinzip, den Hausarzt mit einem Fixum zu entlohnen; dieses Prinzip stellt in seiner Art einen Vorläufer der modernen

Pauschalbehandlung dar. Welche schweren Nachteile eine solche Art der Bezahlung schon damals hatte, ist in dem Buche recht anschaulich geschildert.

Übertrieben ist die Darstellung des Problems des ärztlichen Honorars in Schönherrs Komödie „Herr Doktor, haben Sie zu essen?“. Der Verfasser schildert darin die Not der jungen, gerade niedergelassenen Ärzte im Gegensatz zu dem behäbigen Wohlergehen mancher Professoren- und Klinikerkreise. Der Autor übersieht dabei ganz, daß der Altersunterschied zwischen diesen beiden Arztgruppen eine sehr große Rolle spielt. Als die älteren Kollegen sich in dem Berufsstadium der frisch Niedergelassenen befanden, erhielten sie auch nur ein kümmerliches Assistentengehalt, und wenn der heute noch junge Anfänger in der Praxis das Alter der „satten“ Kliniker erreicht haben wird, wird er voraussichtlich auch bessere Einkünfte haben. — Das ist in jedem Beruf so, und es liegt kein Grund vor, daß der ärztliche hier eine Ausnahme machen soll.

Sehr anschaulich sind die großen Schwierigkeiten geschildert, denen der junge Arzt in der ersten Zeit nach seiner Niederlassung begegnet in Konrad Bestes Erzählung „Das vergnügliche Leben der Doktorin Löhnefink“. Daß der allzu gutmütige Doktor Löhnefink sich um das Hauswesen seiner Wirtsleute kümmern muß, und daß er sich sogar zum Futtermeister für deren Vieh machen läßt, geht ja etwas zu weit, und daß er seiner jungen Frau einige Kühe übergibt, die sie hüten soll, ist sicherlich übertrieben — aber der Verfasser zeigt doch sehr geschickt all die endlosen Widerwärtigkeiten, die zu überwinden sind: Der Kampf um das tägliche Auskommen (von Sparen und der Vorsorge für spätere Zeiten kann zunächst noch keine Rede sein), der Kampf um die Wohnung in dörflicher und kleinstädtischer Enge, der Kampf mit den schlechten Wegen, gegen die Verstocktheit und Indolenz der Patienten, gegen die Konkurrenz der Kollegen, dieser ewig aufreibende Streit um das Allernotwendigste. Sehr gut ist Aufstieg und Niedergang einer schwindlerischen Kurpfuscherlaufbahn dargestellt, die aber trotz ihres wohlverdienten schließlichen Endes dem Doktor Löhnefink doch erheblichen Schaden zufügt. Ebenso wie aber zu Beginn des Buches Dr. Löhnefinks

Leiden etwas zu schwarz geschildert sind, erscheint auch die Beschreibung seiner schließlichen Erretung aus aller Not zu hell gefärbt. Es wird sich sicherlich nicht so leicht ein so dankbarer Patient finden, der außer der Dankbarkeit auch über die erforderlichen Mittel verfügt, einem armen Doktor einen schnittigen Achtzylinder so ohne Umstände schenken zu können und der es bei Erfüllung dieser Voraussetzung ausreichender Wohlhabenhheit auch wirklich tut. Dabei soll noch ganz von der Wahrscheinlichkeit abgesehen werden, daß ein solcher Achtzylinder einen armen Landarzt vermutlich in kurzer Zeit ruinieren würde. Die Wahrheit mag ungefähr in der Mitte liegen zwischen dem ehrenamtlichen Beruf des Kuhhirten und dem kommerzienrätlichen Achtzylinder!

Der Einfluß des allzu harten und rücksichtslosen Existenzkampfes führt allerdings manchmal bei moralisch nicht sehr gefestigten Menschen, die es im Arztberuf ebenso wie überall sonst gibt, zu oft charakterlich schweren Schädigungen.

So wird in Lydia Danöfens Erzählung vom „Scharlatan" das Bild eines jungen Arztes gezeichnet, den die Härte des Existenzkampfes verdirbt. Er läßt sich zunächst in der Großstadt nieder, ohne aber dort nur annähernd den nötigen Lebensunterhalt verdienen zu können. Die ärmeren Patienten, die ihn aufsuchen, sind wirtschaftlich nicht in der Lage, ihn für seine Tätigkeit und für seine Mühen zu entschädigen, und die zahlungskräftigere Patientenschaft meidet seine Sprechstunde, weil er sie durch seine zu wenig gepflegte äußere Erscheinung abstößt. Auch merkt er sehr bald, daß seine rücksichtslos ehrliche Art, in der er mit seinen Kranken umgeht, seiner Beliebtheit schadet, und so kommt langsam die große Wandlung: Er paßt sich an, und aus dem vorher geraden und aufrichtigen Arzt wird allmählich ein mit allen Hunden gehetzter Scharlatan. Es ist selbstverständlich, daß diese seine Umstellung auf Kosten seiner Anständigkeit vor sich geht. So stellt er bei einer leichten Bronchitis mit bewußter Absicht die falsche Diagnose „Lungentuberkulose" — es gereicht ihm dann zum nicht geringen Ansehen, daß es ihm gelingt, in verhältnismäßig kurzer Zeit diese schwere Krankheit zu heilen. Er ist auch nicht nur so skrupellos, auf diese Weise seine Kranken zu betrügen, sondern er be-

kundet eine rücksichtslose, wenig anständige Einstellung den Kollegen gegenüber, indem er in schweren, wenig aussichtsreichen Fällen von vornherein die Schuld auf die Ärzte schiebt, die die „verschleppte" Krankheit vor ihm in Behandlung gehabt hatten: man hat ihn eben nicht zeitig genug zugezogen, natürlich hätte längst „etwas unternommen werden müssen"... Er versteht gar nicht, daß der Kollege X., der doch sonst ein so gewissenhafter, tüchtiger Arzt ist, den Fall so leicht nehmen konnte... Wenn der Kranke früher in seine Behandlung gekommen wäre, wäre er wohl mit großer Wahrscheinlichkeit noch zu retten gewesen, aber freilich jetzt bei der unzweckmäßigen, ja, man kann sogar sagen, falschen und eher schädlichen als nützlichen Vorbehandlung usw. usw....

Im allgemeinen dürfte diese krasse Form von bewußter Täuschung der Patienten und von offenem Verrat an dem ärztlichen Stand selten sein. Nicht ganz so selten aber sind die approbierten Scharlatane, die unter der Maske des ärztlichen Außenseiters meist ganz in das Lager der Kurpfuscher hinüberwechseln.

Einen solchen Ritter von der traurigen Gestalt schildert Nassauer in seiner Novelle „Märtyrer". Dieser „Märtyrer durch ärztlichen Brotneid", wie er sich selbst in einer von ihm verfaßten Broschüre nennt, offenbart sein Wesen schon in dem Schild, das er an seiner Tür angebracht hat: „Dr. Wladimir Kimbuski, Spezialarzt für Kräuterbehandlung, arzneilose Behandlung, insbesondere sogenannter unheilbarer Leiden, keine Operation! Sprechstunden von 9—5 Uhr." Der „Spezialarzt für Kräuterbehandlung" hat sich von Anfang an bewußt außerhalb des ärztlichen Lagers gestellt, denn er weiß genau, daß gerade sein Außenseitertum die festeste Grundlage seines blühenden Geschäfts ist. Schließlich kann man nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken, wenn man in der großen Kolonne der andern marschiert. Aber man fällt auf, wenn man aus ihren Reihen heraustritt und sie so laut und originell wie möglich beschimpft. Auf Geschäft ist denn Dr. Kimbuski auch vollständig eingestellt, andere Gesichtspunkte gelten für ihn nicht. Er gibt nur ein Heilmittel ab, das für alle Leiden angezeigt ist. Es muß nur in der richtigen „Mischung" an-

gewandt werden, und diese Mischung hat er erfunden. Die Patienten wissen freilich nicht, daß es sich nur um die Mischung einiger harmloser Teesorten handelt, die auch der Hausdiener manchmal besorgt, wenn der Doktor gerade Wichtigeres zu tun hat. Auch der Kräuterarzt mit dem fremdklingenden Namen stellt als eine seiner Lieblingsdiagnosen: „Schwindsucht im dritten Grade". Diese schwere Krankheit „heilt" er aber dann natürlich prompt durch die wunderbare Wirkung seiner Teemischung in einer Zeitspanne, deren Länge sich direkt proportional zur Zahlungsfähigkeit der Kranken verhält. Daß Dr. Kimbuski grundsätzlich auf seine ärztliche Kollegenschaft schimpft, die den Patienten erst durch ihre „giftigen" Pillen richtig krank gemacht haben, versteht sich von selbst. Eine Kranke, die an einem Carcinoma colli uteri leidet, hat er monatelang ohne Untersuchung mit seinem Wundertee behandelt. Als er sie dann endlich einmal vaginal untersucht, erfolgt eine starke Blutung. Dr. Kimbuski ist stets Herr der Situation: „Liebe Frau, der Krebs ist jetzt mit meinen inneren Mitteln zu Ende kuriert. Nun müssen Sie sich das tote Gewebe nur noch wegschneiden lassen ... Ich habe das Meinige getan ..."

Immerhin dürfte die Zahl der approbierten Ärzte, die aus reiner Gewinnsucht in das Lager der Kurpfuscher übergehen, doch recht klein sein. Der Ärztestand ist glücklicherweise nicht nur in dieser Beziehung wesentlich besser als sein Ruf.

Der Kampf zwischen Arzt und Kurpfuscher von der rein menschlichen Seite her gesehen, hat eine eindrucksvolle Darstellung gefunden in Lisa Mengers Roman „Die Wunderdoktorin". In einem Schweizer Kanton ist der Zulauf zu der „Wunderdoktorin", einer Kurpfuscherin, so groß geworden, daß zahlreiche Ärzte in ihrer Existenz schwer bedroht sind. Selbst das Weiterbestehen des Kreiskrankenhauses ist dringend gefährdet, da durch die scharfe Konkurrenz der Kurpfuscherin der Betrieb unrentabel geworden ist. Die unerfreuliche Situation wird durch den Sohn der Kurpfuscherin gerettet, der approbierter, im wissenschaftlichen Denken geschulter Arzt ist. Er stellt sich in offenem Gegensatz zu seiner Mutter, als er die Leitung des Kreiskrankenhauses übernimmt. Doch auch

er wäre in einem Kampf der Unterlegene gewesen, wenn nicht die Mutter aus Liebe zu ihm freiwillig auf die Ausübung ihres Berufes verzichtet und ihm das Feld überlassen hätte. Lisa Menger geht dem Problem wirklich auf den Grund: Sie zeigt, daß die außerordentliche Anziehungskraft der schweizerischen Wunderdoktorin in deren starker ausgeprägter Persönlichkeit liegt, von der ja auch ihr heroischer Verzicht zugunsten des feindlichen Sohnes zeugt. Ihr Einfluß auf die hilfesuchenden und durch ihre Krankheit verängstigten und darum schon a priori suggestiv empfänglicheren Massen, ist auf ihre Kenntnis der Menschenbehandlung und auf ihre hervorragenden menschlichen Qualitäten zurückzuführen. Gefühlsmäßig steht man in dem Buch durchaus auf der Seite der Kurpfuscherin, die ja schließlich auch die wirkliche Siegerin ist. Die Ärzte erscheinen trotz der guten und sympathischen Züge, mit denen die Verfasserin sie ausgestattet hat, als schwache und zeitweilig recht hilflose Unterlegene. Auch hier sei wieder an die Gedankengänge Lieks erinnert, die er in seinem Buch „Das Wunder in der Heilkunde" entwickelt. Auch die bedeutendsten Kurpfuscher und Laienbehandler unserer Zeit — er nennt Zeileis, Steinmeier und den „Hungerpfarrer von Gudmannsbach" — sind nach des Verfassers Ansicht Menschen von großer innerer Geschlossenheit, deren suggestive Möglichkeiten um so größer sind, als ihr Urteil von möglichst geringer Sachkenntnis beeinflußt ist. Damit soll keinerlei Werturteil zum Ausdruck gebracht werden; der Begriff der Persönlichkeit ist in diesem Falle mehr in quantitativem als in qualitativem Sinne aufzufassen. Daß ihnen die Kranken in so großer Zahl zuströmen, hat seinen Grund darin, daß zwar jeder kranke Mensch will, daß man ihn mit den besten und wissenschaftlich fundiertesten Mitteln behandelt, die Chemie und Technik zur Verfügung gestellt haben. Andererseits aber empfindet der kranke Mensch deutlicher als der unbekümmerte gesunde den Zusammenhang zwischen Krankheit und Leiden zum Übersinnlichen und Religiösen. Dem Verlangen, eine Verbindung zum Unwägbaren und Mystischen zu finden, kommt die moderne Heilindustrie mit ihren wirtschaftlichen und kassenfähigen Fertigpräparaten nur sehr wenig entgegen. Die Kranken finden aber alles, was sie

hier instinktiv vermissen, beim Kurpfuscher, vor allen Dingen aber das, was man gern verächtlicherweise als „Nimbus“ bezeichnet.

Die moderne konzessionierte Heilkunde besinnt sich erst in letzter Zeit wieder darauf, daß in frühesten Zeiten Arzttum und Priestertum in einer Person vereinigt waren. Auch die Entdeckung der „Psyche“ war ein Irrweg; denn überall, wo man versuchte, ihre Form und Lebensäußerungen mit Hebeln und Schrauben und raffiniertesten analytischen Methoden ans Tageslicht zu fördern, zog sich die Seele in ihr unzugänglichstes Versteck zurück. Es soll mit diesen Ausführungen nicht gesagt werden, daß die „angeborene“ Heilkraft, über die viele Kurpfuscher verfügen, immer etwas moralisch Hochwertiges bedeutet. Es handelt sich dabei nur um eine Kraft, deren Wesen zunächst noch jenseits von Gut und Böse liegt und seine Richtung erst durch das Motiv erhält, das sie zur Wirkung bringt.

Einen Beitrag zu dem Problem liefert Arthur Brausewetter in dem Roman „Die Halbseele“. Einer der Hauptträger der Handlung ist ein Mensch, dem zur Erreichung seiner Ziele alle Mittel recht sind, der aber auch die ungeheure seelische Kraft aufbringt, autokrater Herr seiner Empfindungen und sogar seines Gewissens zu sein und der in absoluter Geschlossenheit seines Wesens seinem innerlich zerrissenen und unausgeglichenen Gegenspieler gegenübersteht. Es ist die Gestalt des Professors Westphal. Er ist Chirurg und Leiter eines großen Krankenhauses. Krankheiten geht er mit der gleichen rücksichtlosen Energie an wie Menschen, die ihm unbequem sind. Sein Gewissen darf nur sprechen vor der Entscheidung, hat er sich aber einmal entschlossen und gehandelt, so versteht er es nach der Tat, das Gewissen automatisch auszuschalten. Er ist deshalb keineswegs ohne Verantwortungsbewußtsein: Vor zweifelhaften Operationen schließt er sich in seinem Arbeitszimmer ein und wägt sorgsam Für und Wider ab. Etwaige Selbstvorwürfe nach einem mißlungenen Eingriff sind ihm ein Widersinn. Diese Einstellung hat sich der Professor Westphal gleichsam als Schutzmauer aufgerichtet: Der chirurgisch helfende Arzt befindet sich ja mehr als jeder andere in der Ge-

fahr, durch die großen Entscheidungen, die er täglich treffen muß, und das erhebliche Maß der ihnen vorausgehenden innerlichen Kämpfe frühzeitig aufgerieben zu werden. Charaktere, denen es gelungen ist, sich zu dieser Einstellung durchzuringen und im täglichen harten Kampf diese seelische Position zu halten, sind auf Grund ihrer raschen und stets endgültigen Entschlossenheit zu größeren Erfolgen fähig als Zauderer, die ihre besten Kräfte in dem Kampf mit sich selbst verschwenden müssen. „Wie manchesmal hat der Tod seine Sense streichen müssen vor meinem Messer!“ Es ist auch selbstverständlich, daß solche starken, sich selbst und andern gegenüber rücksichtslosen Naturen einen andern Willen als den ihren nur bis zu einem gewissen und sehr beschränkten Maße gelten lassen. Die Homogenität ihres Wesens gestattet ihnen, autokratisch zu sein. Das Bewußtsein ihrer Kraft, die sie Taten vollbringen und Erschütterungen ertragen läßt, unter denen andere zusammenbrechen würden, macht sie freilich oft überheblich und läßt sie Menschen von normalem Maße wenig sympathisch erscheinen. So ist auch Professor Westphals Glaube an seine sieghafte Überlegenheit und seine Verachtung für den gewöhnlichen Sterblichen, die „Halbseele“, grenzenlos und unerschütterlich. Der Einfluß, den Professor Westphal durch die massive Wucht seiner Persönlichkeit und die nie gefährdete Sicherheit seines Auftretens auf seine Patienten ausübt, ist ungeheuer. Sie verehren ihn fast wie ein höheres Wesen, das mit überirdischen, schicksalsformenden Fähigkeiten ausgestattet ist. Die übererregbare und überreizte Witterung der Psyche des Kranken fühlt in ihm das, was ihr am meisten mangelt: Ruhe, Sicherheit, das Absolute schlechthin, das bei allen Wandlungen der Krankheit sich selbst gleich bleibt — das in sich selbst ruht und unlösbar in sich selbst verankert ist. Dieses Bild, das die Kranken von ihrem Art mehr ahnend als bewußt erleben, ist zwar eine Fiktion, aber als solche in der Wucht ihrer Wirkung von nicht geringerer Bedeutung als die Wirklichkeit selbst. Eine Fiktion ist es deshalb, weil Professor Westphal bei aller Abgerundetheit seines Wesens doch dem Gegner Angriffsflächen bietet, wodurch auch schließlich seine Stellung sich selbst und der Welt gegenüber schwer erschüttert wird. Sein schwerster Fehler ist der, daß

er das Maß seiner Kräfte überschätzt. Professor Westphals Hauptgegner ist sein Oberarzt Mertens. Dieser ist ein hochgebildeter Mensch von differenziertester Beschaffenheit seines Empfindungslebens. Seine seelische Rezeptionsfähigkeit reagiert auf die feinsten Reize, und die Zeigernadel auf dem Zifferblatt seiner Empfindungen antwortet stets mit großen Ausschlägen. Dazu kommt die Lebhaftigkeit seines beweglichen Geistes, der rasch und zielsicher zu denken vermag, aber in seiner Arbeit allzu häufig durch eine ungesunde Sucht und das Bedürfnis, durch Analyse den Dingen auf den Grund zu kommen, gestört wird. Das Verhängnisvollste an seiner Wesensveranlagung aber ist die Tatsache, daß die Zentrale, der alle diese hoch entwickelten geistigen und seelischen Apparate untergeordnet sind, schwach und entschlußlos ist. Mertens schlägt sich unaufhörlich mit religiösen, weltanschaulichen, geistigen und allgemeinen menschlichen Problemen herum und verschwendet einen großen Teil seiner Kräfte damit, um endlich den Frieden mit sich selbst herzustellen. — Westphal und Mertens sind ihrer Wesensveranlagung nach natürliche Feinde und begegnen einander mit naturhaftem Haß. Zum offenen Ausbruch kommt die Feindschaft, als der Professor trotz aller Gegenvorstellungen seines Oberarztes einen Mann operiert, obwohl er sich eine septische Wunde an der Hand zugezogen hat, die noch nicht verheilt ist. Der Oberarzt beherrscht die Technik der Operation gut und hätte sie an Stelle seines Chefs durchführen können, aber aus Freude an der Meisterung des schwierigen Falles läßt der Professor alle gebotene Vorsicht außer acht und operiert selbst. Nach einigen Tagen stirbt der Operierte an einer Sepsis. — Als durch eine unaufgeklärte Indiskretion diese Angelegenheit an die Öffentlichkeit gelangt und sich zu einem Skandal auswächst, in dessen Verlauf Westphal schließlich seine Stelle als Krankenhausleiter und seinen ärztlichen Ruf verliert, glaubt er irrtümlich, daß die Katastrophe auf eine feindliche Handlung Mertens' zurückzuführen sei. — Alle seine Bestrebungen laufen nun darauf hinaus, diesen zu vernichten. Es gelingt Westphal infolge der unerhörten Elastizität seines Wesens, seine Niederlage in einen Sieg zu verwandeln. Er verfaßt eine Broschüre, in der er mit großer dialek-

tischer Kunst wenigstens den Teilnachweis führt, daß ihm schweres Unrecht geschehen und daß dieses Unrecht darauf zurückzuführen ist, daß man ihm seine Erfolge, die ja doch Tatsachen und für jedermann offenbar sind, mißgönne, und daß man ihn nur aus eingensüchtigen Gründen habe schädigen wollen. So macht er sich klugerweise zum Märtyrer, und der Erfolg seiner gerissenen Taktik ist ihm dann auch sicher. Für den Verlust seiner Stelle als Chef der Klinik entschädigt ihn ein ungeheurer Patientenzulauf. Sein Ansehen ist durch den Skandal weit größer geworden als es je vorher war. Einem solchen Gegner ist Mertens natürlich in keiner Weise gewachsen, und nach schweren inneren und äußeren Kämpfen begeht er Selbstmord.

Zwischen den beiden widerstreitenden Gegensätzen, die in dem Buch in Westphal und Mertens verkörpert sind, steht die maßvolle, aber auch tragische Gestalt des Sanitätsrats Grabow. Auch er ist ein Feind des Professors Westphal, den er aus menschlichen Gründen haßt. Doch er hält sich im voraus resignierend dem Kampf fern; er ist durch trübe Erfahrungen im Privatleben und im Beruf bereits zu sehr aufgerieben, als daß er es noch wagen könnte, sich mit einem solchen gigantischen Gegner zu messen. Aus seiner Erbitterung heraus ist es auch zu verstehen, daß er seiner Tochter, die im Stillen Westphal verehrt, ihren Herzenswunsch versagt, Medizin studieren zu dürfen: „Wenn ich einen Sohn hätte und er käme zu mir und sagte: ‚Vater, laß mich Medizin studieren' und ich könnte ihm dereinst meine ganze Klinik, meine nicht unbedeutende Praxis überlassen, ich würde ihm sagen: ‚Werde, was du willst, mein Sohn, werde Richter, werde Lehrer, werde Beamter, da bist du dein eigener Herr und hast dein vielleicht geringeres, aber sicheres Auskommen. Nur Arzt werde nicht! Dieser aufreibende, nervenzerrüttende Beruf, dieses stete Gehetztsein am Tage, ja, in der Nacht noch, wo jeder andere sich der Ruhe hingeben kann, diese Abhängigkeit von den Leuten, dieses widerwärtige Buhlen um ihre Gunst, und vor allem ... dieser furchtbare Brotneid der Kollegen!' " —

Diese Worte des Sanitätsrats könnten das Motto sein, das man über Hans Lungwitz' Bücher „Führer der

Menschheit“ und „Der letzte Arzt“ schreiben könnte. Beide Schriften behandeln die Lebens- und Berufsgeschichte des praktischen Arztes Dr. Paul Prüfer und schildern in chronologischer Folge die Schäden, denen Prüfer auf dem Wege seiner beruflichen Entwicklung begegnet; sie schildern die Art, in denen er diesen Schäden zu begegnen versucht und die Stellungnahme von Kollegen und Bevölkerung zu seinen Reformen. — Prüfer war nach dem Staatsexamen zwei Jahre Assistent an einer großen Kinderklinik. Recht wenig sympathisch ist der Chef dieser Klinik, Professor Börner, dargestellt: er ist kleinlich, engherzig, ein Papierwissenschaftler und statistischer Kaninchenmediziner, für den seine Klinik weniger Krankenhaus als wissenschaftliches Institut ist. So wirft er plötzlich den bisher mit Erfolg durchgeführten Heilplan für ein schwer erkranktes Kind um und wendet eine neue Methode an, nur, weil diese Methode gerade publiziert worden ist und weil er ihre Richtigkeit sofort am lebenden „Objekt“ nachprüfen will. Etwas übertrieben erscheint es, daß Lungwitz das Kind, an dem der Versuch vorgenommen ist, sterben läßt. Es mag ja vorkommen, daß solche Experimente vorgenommen werden, und sie sind bis zu einem gewissen Grade auch für jeden weiteren Fortschritt nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der praktischen Heilkunde unerläßlich, und die Tatsache, daß Lungwitz durch das Experiment den Tod des Kindes herbeiführen läßt, ist doch nur als Zerrbild und einseitige Übertreibung zu werten. Diese Tatsache ist um so erstaunlicher, als Lungwitz selbst Arzt ist, der wissen müßte, daß er durch eine solche Darstellung das Ansehen seines Standes auf das schwerste gefährdet. Diese eine Episode aus dem Buch läßt einen viel nachhaltigeren Eindruck zumal in dem nicht ärztlichen Leser zurück, als die vielen anderen Charaktervorzüge, mit denen der Autor seinen Helden Dr. Prüfer verschwenderisch ausstattet. — Prüfer ist die Idealgestalt eines Arztes. Er gibt seine klinische Assistentenstelle auf, da er glaubt, in der freien Praxis besser und ärztlicher wirken zu können als im Krankenhaus, und da er außerdem der Meinung ist, daß es ihm durch seine Praxiseinnahmen gelingen würde, endlich aus der finanziellen Misere herauszukommen, in der ihn das schmale Assistentengehalt bisher gehalten

hat. Er eröffnet zunächst seine Praxis in einem kleinen Dorf und begegnet dort — das ist die erste große Enttäuschung — obwohl das Dorf bisher immer über Arztmangel geklagt hatte, der Indolenz und der Feindseligkeit der Bevölkerung, dem offenen Haß der kurpfuschenden Hebamme, und der stillen, aber nachhaltigen Ablehnung des ebenfalls kurpfuschenden Pfarrers. Dieser Abwehrkampf gegen den neuen Arzt wird wirkungsvoll unterstützt durch das ebenfalls feindliche Verhalten der Kollegen aus der nahen Kreisstadt, die bisher ihre Tätigkeit auch auf das kleine Dorf ausgedehnt hatten, dessen ärztliche Versorgung Dr. Prüfer jetzt für sich allein beansprucht. Eine Anrufung des ärztlichen Ehrengerichts in der Kreisstadt verläuft ungünstig für ihn, da der Vorsitzende, ein alter Sanitätsrat, mit der angegriffenen Ärzteschaft verwandt und verschwägert ist. Als Dr. Prüfer die Unvorsichtigkeit begeht, der Hebamme einen Kunstfehler nachzuweisen, kommt es zum offenen Konflikt. Selbst der Kreisarzt verhält sich ablehnend, denn der Roman spielt in der Zeit vor dem Kriege, als es den Kreisärzten noch gestattet war, im Hauptberuf ihre Praxis und im Nebenberuf ihr kreisärztliches Geschäft zu betreiben. Eine Aufnahme Prüfers in den ärztlichen Verein wird von den Kollegen einstimmig und ohne Nennung von Gründen abgelehnt. Nach schweren Kämpfen gelingt es ihm aber doch, sich eine größere Praxis zu schaffen; die Einnahmen sind jedoch verzweifelt gering, denn das Kassenwesen steht noch in seinen ersten Anfängen, und es herrscht noch die gute alte Sitte, sich so zu gebaren, als ob das Geld für den Arzt keine Rolle spiele: Es werden nur einmal im Jahr Rechnungen verschickt, und, falls diese Rechnungen nicht beglichen werden, erscheint es unangebracht und ein wenig kompromittierend, die säumigen Zahler zu mahnen. Eine einzige Krankenkasse — wenn man diese Einrichtung so nennen kann — besteht: Das ist die Verpflichtung der benachbarten Gutsherrschaft, dem Arzte für die freie Behandlung der Gutsarbeiter ein geringes jährliches Fixum zu zahlen. Die Vergebung dieser „Kassenarztstelle“ liegt in Händen des Gutsinspektors und hängt von dessen Wohlwollen ab. In seiner Notlage und in Unkenntnis der Dinge hat Prüfer den „Vertrag“ dieser „Kasse“ unterschrieben und wird dafür

vom ärztlichen Ehrengericht zur Verantwortung gezogen und bestraft, weil er sich damit angeblich gegen die ärztlichen Standesgesetze vergangen hat. — Man wird beinahe auf jeder Seite der Lungwitzschen Bücher an die Worte des alten Sanitätsrats Grabow aus Brausewetters Roman erinnert, die wie ein roter Faden durch das ganze Werk gehen: „Und dann der furchtbare Brotneid der Kollegen!“ — Außer der Idealfigure des Dr. Prüfer ist in dem zwei Bände starken Roman kein Arzt so dargestellt, daß er freundliche Gefühle in dem Leser erwecken könnte. Entweder sind die Ärzte als kurzsichtige, beinahe beschränkte Geschöpfe geschildert oder als bewußte Bösewichte, die nur eigensüchtige Ziele im Auge haben und entweder an der Vermehrung ihres Einflusses oder der Auffüllung ihres Geldbeutels arbeiten. Der Gegenspieler des Dr. Prüfer ist der Arzt Dr. Weber. Dieser handelt nicht nur unkollegial dadurch, daß er die Praxis des Dr. Prüfer schmälert, sondern er ist als gewissenloser Lebemann geschildert, der es mit der ehelichen Treue keineswegs genau nimmt und seine junge Frau mit einer Krankheit infiziert, die der Schilderung nach eine Gonorrhoe ist. Schließlich wird er sogar als Betrüger und Falschspieler entlarvt und wandert ins Gefängnis. — — Einen denkbar schlechten Eindruck macht es auch, wenn der Augenfacharzt aus der nahen Kreisstadt der jungen Frau Prüfer den Tränennasenkanal sondieren will und statt dessen eine Dauersonde in die Kieferhöhle bohrt. Ebenso wirkt es allzu tendenziös übertrieben, wenn Lungwitz erzählt, daß bei dem schwer verletzten Dr. Prüfer ein Kurpfuscher Samariterdienste leistet, da seine ärztlichen Kollegen es rundweg abgelehnt haben, dem Verwundeten auch nur die geringste Hilfeleistung angedeihen zu lassen. —

Sozialärztlich ist die Zeit, in der der Lungwitzsche Roman spielt, interessant. Der Arztstand beginnt bewußt korporativ zu denken und sich schon langsam zu einer festen Vereinigung zusammenzuschließen, deren Tätigkeit sich allerdings noch im wesentlichen darin erschöpft, die innere und äußere Handlungsfreiheit ihrer Mitglieder durch die Bestimmungen eines „Ehrenkodex“ zu beschränken, dessen Eigenart uns heute als grotesk erscheint. Gegen diese Übertreibungen und Einseitigkeiten, und gegen diese absolut unzweckmäßige Anwendung der gesammel-

ten Kräfte des Ärztestandes wendet sich Dr. Prüfers Kampf. Er steht auf dem Standpunkt, daß der berufliche Zusammenschluß als erstes Ziel die Erreichung wirtschaftlicher Vorteile für den schwer um seine Existenz ringenden Stand im Auge haben muß. Als neue drohende Gefahr erscheint der Beginn der Kassengesetzgebung, die schon damals auf eine Verbeamtung der Ärzteschaft hinzielte. Prüfers Warnungen verhallen zunächst ungehört, sodaß er sich entschließt, allein den Kampf aufzunehmen. Er hält Vorträge, gründet eine Zeitschrift und treibt Propaganda für seine Ideen in jeder nur möglichen Form. Nach jahrelangem schweren Kampf gelingt es ihm endlich, eine kleine Schar Überzeugter um sich zu sammeln, mit deren Unterstützung er seinen Zielen näher kommt. Schließlich wird er sogar in den Reichstag gewählt, er vermag aber — der Darstellung des Romans nach — nicht zu verhüten, daß ein Gesetz durchgebracht wird, das die Verbeamtung des ärztlichen Standes beschließt, und enttäuscht und verbittert über seine endgültigen Mißerfolge, wendet er seinem ärztlichen Beruf den Rücken und geht als wissenschaftlicher Berater in die pharmazeutische Industrie.

Alle diese Probleme sind in grundsätzlich der gleichen, wenn auch in der Durchführung oft weniger originellen Art, in noch zahlreichen andern Romanen zur Darstellung gebracht worden.

Erwähnt seien Luß' „Ärztestreik". Dieser Autor schildert die Bedeutung der Streikwaffe für den Kampf der Ärzte, die sich aber aus ethischen Gründen nicht mit derselben rücksichtslosen Konsequenz anwenden läßt, mit der sich andere Berufe ihrer bedienen können.

In Richards Roman „Einer für alle, alle für einen" wird das problematische und fragwürdige der Streikwaffe unterstrichen, und sie wird als unärztlich abgelehnt.

Von Schullern erzählt in seinem Roman „Ärzte" das Schicksal des sensiblen Dr. Hellmann, der an dem schweren Kampf, den er als Kassenarzt körperlich und seelisch führen muß, zugrunde geht.

Auch der junge Doktor „Viljo Ronimus" in Karillons gleichnamigen Roman gibt schließlich enttäuscht und verbittert seinen ärztlichen Beruf auf und wird Landwirt.

In Vicki Baums „stud. chem. Helene Willfüer" begeht der junge Arztsohn und Medizinstudent Selbstmord, weil er nach dem Tode seines Vaters gezwungen werden soll, dessen Landpraxis zu übernehmen, deren Anforderungen er sich seelisch und körperlich nicht gewachsen fühlt.

Damit ist die Schilderung der Opfer, die der Arztberuf von seinen Trägern verlangt, in der Literatur nicht beendet; in zahlreichen Werken wird das Schicksal von Ärzten geschildert, die an ihrem Beruf zugrunde gingen. Daß ein Arzt an einer Blutvergiftung, die er sich bei seiner Tätigkeit zugezogen hat, oder an einer Seucheninfektion stirbt oder daß er von einem Geisteskranken über den Haufen geschlossen wird, erregt weder in der Öffentlichkeit noch in der Literatur Aufsehen, denn schließlich fordern alle Berufe die ihrer Wesensart entsprechenden Opfer. Die Opfer werden mit dem Maß der Achtung anerkannt, die man den Trägern der Berufe gefühlsmäßig entgegenbringt.

In dem modernen Schrifttum wird diese Art von Berufstragik daher auch meist nur beiläufig und kursorisch dargestellt. So erwähnte Paul Keller in seinem Roman „Waldwinter" einen jungen Kinderarzt, der gerade in der Zeit an einer Infektion zugrunde geht, die er sich im Beruf zugezogen hat, als es ihm gelungen war, sich endlich eine Praxis zu gründen.

In seinem umfangreichen Werk „Georg Letham, Arzt und Mörder" von Ernst Weiß, füllt das Schicksal des sympathischen Dr. Walter, der bei einem Selbstversuch mit dem Gelbfiebererreger sein Leben einbüßt, nur wenige Seiten.

Eingehender ist in Georg Hermanns „Traum der Ellen Stein" die sympathische Gestalt des jungen Professor Weinberg geschildert, der im Weltkriege am Flecktyphus stirbt.

Ausführlicher sind schon wegen der besseren literarischen Gestaltungsmöglichkeiten und damit des stärkeren literarischen Effekts die ärztlichen Figuren dargestellt, die durch ihren Beruf in menschliche Verstrickungen hineingezogen werden, an denen sie schließlich scheitern. Die Eigenart des ärztlichen Berufes brngt es mit sich, daß er in dieser Hinscht besondere Gefahren birgt.

Hierher gehört Katz' Roman „Lotte Lands Traum vom Glück", worin sich der Frauenarzt, Professor Ohde, an eine andere Frau verliert, und, da seine Frau sich weigert, ihn freizugeben, Betäubung in verzweifelter, übermenschlicher Arbeit findet. Er hat freilich eine schwere Blutschuld auf sich geladen, denn seine Geliebte, Lotte Land, hat in ihrer Verzweiflung über die Unmöglichkeit einer Verbindung mit ihm Selbstmord begangen.

In Graeserss Roman „Der Frauenarzt" verliert der Doktor Western alle Bindungen zu seiner Frau, als er bei ihr eine Myomoperation vorgenommen hat. Erst nach langer Zeit und nach manchen Irrwegen findet er wieder zu ihr zurück. Western persönlich interessiert schon in mancher Hinsicht den Psychiater; er ist ein übersensibler Psychopath und — man kann sogar noch einen Schritt weitere gehen — eine zwangskranke schizoide Persönlichkeit.

Auch die Berufstragik in dem Schicksal vieler wahrhafter Forscher gehört hierher, die in der Literatur ihre Darstellung findet: Angefangen von dem bitteren Zuspätkommen mit der Veröffentlichung ihrer Forschungsresultate, wie dies Vicki Baums Dr. Persentheim im „Zwischenfall in Lohwinkel" und Hosters Professor Haberbusch in seinem großen Arztroman „Viele sind berufen" passiert, bis zu der Verzweiflung und Verbitterung, wie sie schließlich dem Professor Schumacher in Hans Müllers Schauspiel „Der Schöpfer" und dem ärztlichen Erfinder in Rubiners „Jugendwunder" ergreift.

Machtpolitische Verwicklungen ergeben sich aus den erfolgreichen Forschungen des scharfsinnigen und kenntnisreichen Dr. Wieser in Antons spannendem Abenteuerroman „Die japanische Pest". Die bakteriologischen Forschungen, die Wieser unter Lebensgefahr im Auftrage der japanischen Regierung unternimmt, bringen ihm gleichzeitig die Kenntnis wichtiger militärischer Geheimnisse, sodaß man ihm nach dem Leben trachtet, um den gefährlichen Zeugen unschädlich zu machen. Wieser ist als kluger, aufrichtiger und sympathischer Mensch geschildert, im Gegensatz zu seinem Gegenspieler, dem japanischen Arzt Yogishiwa, der die wissenschaft-

lichen Kenntnisse und Fertigkeiten, die er sich durch sein Studium in Deutschland erworben hat, mit asiatischer Heimtücke verwendet. — Eine recht klägliche Figur gibt der englische Schiffsarzt ab: er ist ein ausgesprochener Ignorant, dessen Hauptstärke in seinen Protektionen liegt. Ganz ausgezeichnet gesehen sind in dem Buch besonders die bakteriologischen Probleme, und es gelingt dem Verfasser, seine Fragestellungen trotz aller Abenteuerlichkeit durchaus logisch aufzubauen und glaubhaft zu machen. Einen interessanten Hintergrund zu der flüssigen und anregenden Handlung bietet der jetzt akute Konflikt Japans mit seinen Nachbarmächten.

Ein natürliches Interesse hat das Laienpublikum an dem Krankenhaus- und Klinikbetrieb, wie er heute in allen größeren Städten zu finden ist. Es interessiert sich dafür, weil fast jeder schon irgendwie mit diesen Einrichtungen in nähere Berührung gekommen ist und aus dem Bewußtsein heraus, daß heute mehr als früher die Wahrscheinlichkeit besteht, einmal ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Verstärkt wird das Interesse noch durch das leichte Grauen, das der Gedanke an Klinik und Krankenhaus hervorzurufen pflegt. Es ist nicht so sehr die Magie der Feierlichkeit der Operationssäle, des Äthergeruchs und der blinkenden Instrumente, als vielmehr das Schicksalhafte, das hinter diesen Dingen steht. Die Zahl der schöngeistigen Werke, die sich damit beschäftigen, bleibt weit hinter der Zahl derjenigen literarischen Schöpfungen zurück, die die rein menschliche Frage des Arzttums behandeln, deren geeignetstes Darstellungsobjekt der frei praktizierende Arzt ist. In praxi liegen die Dinge nun leider so, daß das Laienpublikum im Allgemeinen dem Krankenhaus nicht allzu freundlich gegenübersteht. Jeder hat angeblich dort seine schlechtesten Erfahrungen gemacht und die Behauptung, daß man im Krankenhaus nur als „Versuchskaninchen" verwendet werde, ist noch einer der geringsten Vorwürfe, die man dem klinischen Betrieb und den Krankenhausärzten macht. Umso auffallender ist die Tatsache, daß diese mißtrauische Ablehnung in schöngeistigen Schriften fast nirgends zur Darstellung kommt, eher ist das Gegenteil der Fall.

L i n b e r g schildert „D a s S p i t a l" in seinem gleichnamigen Buch mit etwas übertriebenem Enthusiasmus. Der lei-

tende Arzt des Spitals ist allzu optimistisch gesehen und fast schwärmerisch geschildert. Er hat in seinem Wesen etwas Weiches, und er wirkt in seinem fanatischen Altruismus schon ein wenig unmännlich. Er geht ganz im Dienst an den Kranken — und besonders auch der an weltlichen Gütern Armen unter den Kranken — auf. Seine Güte ist zerfließlich geschildert, und sein ärztliches Können ist zu unbegrenzt dargestellt; in seiner Charakterzeichnung fehlen die vielen kleinen Fehler und menschlichen Schwächen, die man glaubt, bei sich selbst bekämpfen zu müssen, und über deren Vorhandensein man bei andern sich heimlich freut. Diese Vollkommenheit grenzt an das Unnatürliche.

Aus einem ganz andern Holz geschnitzt ist Sophie Klaß' Professor Sturm, wie sie ihn in ihrer hübschen Erzählung „Im Nervenpavillon" schildert. Professor Sturm ist ein sehr natürlicher, manchmal etwas poltriger Mensch und ein vorzüglicher Nervenarzt, dem nichts Menschliches fremd ist, und der für alle die manchmal recht verzwickten Situationen seiner Nervenkranken — und derer, die glauben, es zu sein — immer einen gangbaren Ausweg weiß. Sein als sehr sympathisch und tüchtig dargestellter Assistent ist Dr. Merker.

Eine ebenso anziehende Gestalt ist der alte Geheimrat Terbrügge in Beyerleins Roman „Stirb und werde". Er weiß sich nicht nur ein langes Leben hindurch auf dem richtigen Platz zu behaupten, sondern ere versteht auch die Kunst, zu dem richtigen Zeitpunkt mit Anstand von der Bühne des Erfolgs und der Arbeit abzutreten, und seinen Platz besseren, d. h. in diesem Falle jüngeren Kräften zu überlassen. In philosophischer Ruhe steht er über dieser Notwendigkeit und achtet sie als ein sinnvolles Naturgesetz, dem sich alle menschlichen Wünsche der Eigenliebe und des Geltungsbedürfnisses beugen müssen.

Ein etwas unerfreulicheres Buch ist Remas Roman „Sanatorium Esperanza". Sämtliche Ärzte, die in diesem Werk geschildert werden, sind wenig würdige Vertreter ihres Standes. Der Leiter des Sanatoriums, Professor von Massing, ist ein egozentrischer, eitler Streber, mit der geistigen Einstellung des Emporkömmlings im schlechten Sinne. Die

Assistentin Dr. Esdorf ist eine junge Dame, die es mit der Moral und den guten Sitten nicht allzu genau nimmt. Die beiden Assistentenärzte des Professors sind Nebenfiguren, blaß in der Darstellung und ohne eigene Prägung. Das Buch ist sowohl literarisch als auch inhaltlich ohne Bedeutung und steht im besten Falle auf dem Niveau mittelmäßiger Unterhaltungslektüre.

Noch schlechter ist Goldbaums Sanatoriumsstück „Medizin". Schon die an den Haaren herbeigezogene Handlung kennzeichnet die Ärmlichkeit seiner Gedankenwelt. Der Leiter einer Krankenanstalt probiert ein Krebsserum zum ersten Male an Menschen aus. Die Kranken sterben, nur der krebskranke Sohn des Arztes bleibt nicht nur am Leben, sondern wird auch geheilt, da man zufällig gerade bei ihm die richtige Dosis des Serums gegeben hat. Das Stück ist ein schematisches Schicksalsdrama billigster Sorte!

Ein zwar heiterer, aber in seiner humorvollen Art doch manch ernste Weisheit enthaltender Sanatoriumsroman ist Paul Kellers Buch „Ferien vom Ich". Die Hauptträger der Handlung sind zwei Brüder, die beide Ärzte sind. Joachim, der ältere der beiden Brüder, ist eine alltägliche und ganz unoriginelle Gestalt, die lediglich durch ihr dramatisches Geschick Anteilnahme erweckt. Durch seine — allerdings begründete — Eifersucht ist er fast zum Mörder seiner Frau geworden. Seine Hartherzigkeit verwandelt jedoch das Mitleid, das man anfänglich für ihn empfindet, bald in Abneigung. Der jüngere der beiden Brüder ist ein origineller Kopf. Er ist nicht nur klug und mit einem alles überwindenden Humor begabt, sondern er ist auch ein tiefgründiger Menschenkenner und warmherziger Mensch. Über Arzttum hat er so seine eigenen Gedanken: „Es gibt Ärzte, die den Sitz alles Übels im Magen suchen; andere begeistern sich für die Leber; wieder andere schwören auf warme Füße; ganz alte bequeme Knaben geben immer zum Schwitzen ein und verordnen immer Laxiermittel; wieder andere sagen: außer mit Chinin, Digitalis und Quecksilber sei überhaupt nichts anzufangen; diese werden von den Wasserdoktoren „Giftmischer" genannt, und alle werden von dem Homöopathen verachtet. Ich misch mich da nicht ein; ich

sage, ihr habt alle recht... und der am wenigsten tut, tut am meisten.“ — Aber wenigstens für sein Spezialgebiet, die Nervenheilkunde, hat dieser Arzt doch seine eigene Methode, auf die er schwört. Sie besteht darin, daß er den zerquälten gehetzten Menschen in eine Umgebung bringt, die ihn völlig von der Welt, in der er sonst zu leben pflegt, und von deren Bindungen löst. Er wird in eine Kuranstalt gebracht, in der er alles ablegen muß, was ihm bisher teuer war: Name, Stand, Geld Liebhabereien, Geschäfts- und andere Korrespondenzen, usw. usw. Diese Anstalt hat der Gründer entsprechend ihrem innersten Wesen „Ferien vom Ich“ genannt. Die Patientenschaft der Anstalt wird in einer Art kommunistischer Gemeinschaft mit landwirtschaftlichem Nebenbetrieb zusammengefaßt und jeder Kranke muß sich an der Arbeit im Dienste des Ganzen beteiligen. Mit Hilfe der Unterstützung eines ebenso schnurrigen wie reichen Deutschamerikaners werden des Doktors Gedanken in die Tat umgesetzt, und die Kuranstalt erfreut sich eines großen Zulaufs von Patienten aller Stände und Nationen, die alle dort gut aufgehoben sind und gestärkt an Leib und Seele das seltsame Sanatorium nach einigen Monaten wieder verlassen. Am meisten trägt zu diesem Heilerfolge die menschlich kluge Art des Sanatoriumsleiters bei. Freilich setzt sich seine Patientenschaft nicht aus Organisch-Nervenkranken zusammen, sondern sie rekrutiert sich aus dem großen Heer der Erschöpften, vorübergehend Verzweifelten und Psycholabilen: ‚Von den Patienten, die zu mir kommen und ihre Lebensbeichte vor mir ausbreiten, haben die meisten an der Liebe Schiffbruch gelitten, Männer wie Frauen. Denn nicht immer sitzt am Fluß die Loreley und in dem schaukelnden Kahn unten ein Mann, oft schwimmt die Lore unten und der Mann sitzt oben, wenn er auch nicht „sein golden Haar“, sondern vielleicht nur einen schwarzen Bart streicht. Die Tragik ist immer die gleiche: Der Kahn kippt um. Steht man dann als Leibes- und Seelenarzt am Ufer und wirft seinen Rettungsring aus, so ist das ein aufregendes aber schönes Geschäft, und ich denke, nach und nach wird sich bei mir die Aufregung in eine milde Seelenheiterkeit umwandeln. Habe ich ein so pudelnasses Menschenkind aus dem romantischen Rheinstrom der Liebe ans Land

gezogen, so lasse ich es erst ein wenig zu Atem kommen, und dann forsche ich es langsam aus, ob die (oder der) so auf dem Felsen gedudelt hat, nicht auch mancherlei Schwächen haben möge, und wird die Frage ein wenig zähneklappernd bejaht, so frage ich langsam weiter, bis sich ergibt, daß die (oder der) so auf dem Felsen gedudelt hat, eigentlich minderwertig, hingegen der (oder die) so in dem Kahn umkippte, wesentlich wertvoller sei, weshalb die ganze Unglücksfahrt eine Torheit gewesen sei, nach der man klüger geworden und gottlob aufs feste Land und in trockene Kleider gekommen sei."

Es ist eine auf den ersten Blick erstaunliche Erscheinung, in der modernen Literatur auffallend viele Autoren zu finden, die sich mit dem Problem Arzttum und Verbrechen befassen. Merkwürdig ist diese Tatsache schon deshalb, weil man andere, sozial und geistig etwa auf gleicher Basis stehende Berufe — wie die des Rechtsanwalts, des Lehrers oder des Geistlichen — ungleich viel seltener in die erwähnte Beziehung setzt. Schöngeistiges Schrifttum, das sich mit den beruflichen Veruntreuungen von Rechtsanwälten, mit sexuellen Verirrungen von Erziehern und Geistlichen, die nach ärztlichen Erfahrungen garnicht allzu selten sind, beschäftigt, existiert nur in sehr bescheidenem Maße. Man kann nicht ohne weiteres sagen, daß diese Themata für die schöngeistige Literatur ungeeignet seien. Die dichterische Gestaltung der seelischen Konflikte eines Juristen, der aus formalrechtlichen Rücksichten heraus gegen sein besseres gewissensmäßiges Empfinden verteidigen oder anklagen muß, kann literarisch sicher wirksamer und reizvoller sein, als das vielbenutzte wässerige Motiv vom verbrecherischen Arzt, der eigentlich keiner ist, sondern sich auf betrügerische Weise die Approbationsurkunde verschafft hat, oder gar das abgeschmackte Motiv von dem begabten Arzt, der seine „genialen" Entdeckungen verbrecherischerweise dazu benutzt, um sich in den Besitz einer Machtfülle zu setzen, in deren Ausmaßen sich nur Jules Vernes auszukennen vermag! Das Gleiche gilt für die dichterische Bedeutung der Berufskonflikte der Erzieher und Geistlichen.

Wenn man die Anzahl der literarischen Erzeugnisse beachtet, die sich mit ärztlichen Verbrechern befassen, so könnte

man zu der etwas zynischen Feststellung gelangen, daß der Arzt in der Verbrecherwelt eine durchaus gesuchte Kraft sein müsse. Und doch liegen in Wirklichkeit die Dinge so, daß ärztliche Verbrechen keineswegs häufiger sind als etwa die Tatsache, daß Generalstabsoffiziere die Aufmarschpläne ihrer Armee verkaufen! Es müssen also ganz besondere Gründe vorliegen, die die Aufmerksamkeit kriminalistisch eingestellter Autoren immer wieder veranlaßt, sich mit dem ärztlichen Berufe und seinen Träger zu befassen.

Einer der natürlichsten und hauptsächlichsten Gründe ist die menschlich exponierte Stellung des Arztes. Er gewinnt täglich tiefste und letzte Einblicke in die Hintergründe und Abgründe des Lebens der Menschen und — wenn er ein guter Arzt ist und nicht nur ein psychologisch gewandter Routinier — er nimmt aus einem natürlichen, fast reflektorischen seelischen Antrieb heraus auch innerlichen Anteil an den „Irrungen und Wirrungen" der sich ihm Anvertrauenden. Da ist es naheliegend, daß er das Schicksal der Vielen teilt, die als Helfer und Retter kamen und durch die Übermacht feindlicher Umstände selbst untergingen. Die unübersehbare Wirrnis menschlicher Verstrickungen fordert ebenso unerbittlich und grausam ihre Menschenopfer wie jede andere elementare Macht. „Auch unsere Kriege fordern ihre Toten". Manchmal wird so der Arzt auf den Weg des Verbrechens gedrängt. Von Schuld zu sprechen ist in diesen Fällen immer ebenso schwer wie die Möglichkeit einer Exkulpation: Und gerade diese Atmosphäre dämmerigen Zwielichts, die durch die gleichmäßige Verteilung von schicksalhafter Fügung und menschlicher Schwachheit entsteht, lockt den Gestaltungswillen der Dichter. Die meisten Schöpfer wertvoller Dichtungen dieser Art bauen ihre Szenerie vor diesen geheimnisvollen Hintergrund auf und versuchen nicht, sein Geheimnis zu entschleiern, auf dem ja gerade sein dichterischer Wert beruht; andere schnitzen die Konturen ihrer Gestalten zur Klarheit zurecht — oder zur Kolportage.

Der zweite Grund, der die Autoren zu der Kombination Arzttum und Verbrechen hinreißt, ist die falsche Einschätzung der tatsächlichen Macht, über die der Arzt verfügt — außerdem ist es aber ein gewisses wollüstiges Gruseln vor einer Macht, die

der Arzt nicht besitzt, die man ihm aber gern zuschreibt. Die Gründe dafür sind psychologisch verständlich, aber sachlich unberechtigt. Diese Neigung zur falschen Einschätzung ärztlicher Macht findet eine günstige Unterstützung in der Atmosphäre von Geheimnis, ohne die ärztliches Wirken nicht möglich ist. Es soll nicht untersucht werden, ob und wie weit dieses Attribut des Geheimnisvollen dem Arzttum entbehrlich sein könnte. Die Fragestellung wäre schon falsch; denn das Krankheitsgeschehen an sich ist dem gesundempfindenden Menschen unheimlich, also voller Geheimnis! Die Berührung damit zieht auch den Arzt und sein Handeln automatisch in ihren magischen Kreis und läßt ihn für Außenstehende, Uneingeweihte in diesem Licht erscheinen. Es ist eine natürliche Reaktion des menschlichen Gehirns, das ihm Unbekannte und Unfaßbare, hinter dem es wegen seiner Unfähigkeit, es zu begreifen, Gefahr spürt, in ihm verständliche, begreifbare Formen zu transponieren. Diese Verwandlung gelingt nicht immer ganz, und oft ergibt sich ein Zwitterding, das seine Entstehung halb gefühlsmäßigem Erfassen, halb verstandesmäßiger Konstruktion verdankt: das ist die Legende. In unserm Falle handelt es sich um die Legende von geheimnisvollen Mitteln, Giften von eigenartigster Wirkung, in deren Besitz der Arzt sein soll, von ungeahnten Genußmöglichkeiten, verzehrenden Lastern, um die er wissen soll. Es ist natürlich, daß der Gedanke naheliegt, daß der Arzt, der ja auch nur ein Mensch ist, diese ihm anvertrauten Geheimnisse mißbrauchen könnte, wodurch er zum Verbrecher würde.

Der Nimbus, den die Eigenart des ärztlichen Berufes hervorzuzaubern geeignet ist, findet beim Kranken gläubigste Anerkennung — der Kranke hat sogar Sehnsucht, die sich zur Sucht steigern kann, diesen Nimbus anerkennen zu dürfen. Nicht nur der Mechanismus und Chemismus seines Körpers ist in Unordnung geraten, auch seine Psyche fiebert und vibriert bei den geringfügigsten Reizen, die sie treffen; ihre Rezeptionsbereitschaft ist ins Ungeheure gesteigert. Sie braucht diese Erregungen, die ihr zur Heilung verhelfen. Und so schafft sich unbewußt, ganz instinktiv, jeder Kranke seinen Arzt so, wie er ihn braucht. Der geistig und seelisch Differenzierte sucht das Verstehen, das Sich-Einfühlenkönnen, kurz: das Menschentum im

Arzt, an dem er sein eignes, durch das Geschehen der Krankheit erschüttertes Menschentum aufrichten und wieder festigen kann; der geistig und seelisch Primitive aber braucht den Schamanen und Zauberer. So liegt über der Beziehung Patient und Arzt Geheimnis über Geheimnis, überall Dämmerung und Dunkelheit, diese Atmosphäre, die Voraussetzung zur Heilung, die niemals im Flackerlicht des unzulänglichen Verstandes vor sich gehen kann, sondern einzig und allein in der wohltuenden Dunkelheit des Unbewußten und Unterbewußten. Von der Tatsache des Geheimnisses und der Dunkelheit bis zur Möglichkeit des Verbrechens ist aber wieder nur ein Schritt!

Der dritte wichtige Grund, der die Dichter berechtigt, den verbrecherischen Arzt literarisch zu gestalten, ist die Wirklichkeit. Es wurde oben schon angedeutet, daß die Zahl verbrecherischer Ärzte sicherlich nicht die der Verbrecher aus anderen gleichstehenden Berufen übertrifft. Das, was aber die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in besonderem Maße bei dem Vorkommen eines ärztlichen Verbrechens zu erregen geeignet ist, ist die Art, in der das Verbrechen begangen wird. Die Methodik der Ärzte, die zu Verbrechern geworden sind, weicht fast immer ganz beträchtlich von der der üblichen Gewohnheitsverbrecher ab. Die Abweichung beruht in diesem Fall tatsächlich auf besonderen Kenntnissen des Körpers und der ihn zerstörenden Schädlichkeiten, über die beinahe ausschließlich der Arzt verfügt. Eine Nachricht, wie die von dem Massenmord durch Radiumemanation, der vor einigen Jahren Italien erregte, oder von dem Bonner Strophantinmord, bei dem das Gift rektal appliziert worden war, hat naturgemäß eine viel größere „propagandistische“ Durchschlagskraft, als etwa die landläufige kriminalistische Mitteilung, daß bei einer Wirtschaftsrauferei jemand erstochen oder bei einem Überfall jemand erschossen worden ist! — Daß die ärztlichen Verbrechen fast immer ihr eigenes Gepräge haben, hat jedoch noch einen andern Grund. Dieser Grund liegt in der besonderen Art des Menschenmaterials, das dem ärztlichen Berufsstande angehört. Man behauptet, daß bei Ärzten die meisten Krankheiten anders verlaufen als bei Laien; vielleicht hängt diese Tatsache damit zusammen, daß die Ärzte sich in ihrer psychischen Struktur fast immer irgend-

wie von der ihrer nichtärztlichen Mitmenschen unterscheiden. Es darf wohl ohne Überheblichkeit festgestellt werden, daß die psychischen und ethischen Forderungen, die der ärztliche Beruf an seine Träger stellt, unverhältnismäßig größer sind, als das bei allen andern, auf gleicher geistiger Stufe stehenden Berufen der Fall ist. Die Erfüllung dieser Forderungen ist nur einem adaequaten Menschenmaterial möglich. Und die ärztliche Wirklichkeit ist unerbittlich; wer den beruflichen Forderungen nicht gerecht wird, geht zugrunde entsprechend der Art, in er er sie nicht erfüllen kann, wirtschaftlich, gesellschaftlich, moralisch und gesundheitlich.*) So setzt die Eigenart des ärztlichen Berufes eine besondere Eigenart seiner Träger voraus. Es gibt sicher im Arztberuf mehr geistig und sittlich hochwertige Persönlichkeiten als in andern Berufen — es gibt aber sicherlich auch mehr Menschen, deren psychische Veranlagung in irgend einer Hinsicht auffällig ist und die bei der Berufswahl von falschen Voraussetzungen ausgegangen sind. Die schöngeistige Literatur, die sich mit der Gestalt des psychopathischen Arztes befaßt, ist recht beträchtlich. Daß sich die Eigenart der Zusammensetzung einer Berufsgruppe auch kriminalistisch in besonderer Weise auswirken muß, ist verständlich.

Es ist oben festgestellt worden, daß der Arzt tatsächlich über eine gewisse Macht verfügt. Menschen, die über Macht verfügen, haben sie seit Menschengedenken mißbraucht, und es wird voraussichtlich immer so bleiben. Da ist der Gedanke naheliegend, daß auch manche Ärzte hinsichtlich der eigennützigen Anwendung ihrer Macht keine Ausnahme machen, und so ist wieder die Möglichkeit einer Beziehung zwischen Arzt und Verbrechen gegeben. Die Gefahr ist im besonderen Falle des ärztlichen Berufslebens vielleicht noch vergrößert durch die Tatsache, daß die Anwendung der Macht des Arztes sich nicht immer genau kontrollieren läßt. Bekannt ist in ärztlichen Kreisen das Gefühl der Macht, das manche Psychiater besitzen; es ist gezüchtet worden durch das jahre- und jahrzehntelange Bewußtsein, daß von ihrem Gutachten und — wo, wie dies so oft der

*) Ich denke bei dem gesundheitlichen Untergang zum Beispiel an die Rauschgiftsucht, die trotz der strengen gesetzlichen Bestimmungen unter den Ärzten noch recht verbreitet ist.

Fall ist, die Wahrheit auf des Messers Schneide balanciert, von ihrem Wohlwollen Schicksale abhängen: entscheidet doch oft ihr Urteil über Ehescheidungen, über das Recht, Nachwuchs zu erzeugen, Entmündigungen, monate- und jahrelange Internierung und in gerichtlichen Gutachten nicht selten über Leben und Tod. Wie sehr gerade auf diesem medizinischen Spezialgebiet die Beurteilungen von unkontrollierbaren persönlichen Erwägungen abhängen, vermag jeder größere Strafprozeß zu demonstrieren, in dem sich die wissenschaftlichsten und gelehrtesten Gutachten renommiertester Autoritäten bis zur Sinnlosigkeit widersprechen. Verhalten sich viele psychiatrische Sachverständige doch wie Verteidiger und Staatsanwalt zueinander: auf Grund des Gutachtens des einen ist auf Freispruch zu erkennen, und gestützt auf die Sachverständigenaussage des andern kann das Recht nur in der Todesstrafe seine Erfüllung finden. „Was ist Wahrheit?" Auch hier herrschen wieder Zwielicht und Unklarheit, hier ist wieder günstiger Boden, auf dem die Willkür und ihre äußerste Steigerung im Verbrechen gedeiht — hier bietet sich also wieder eine Möglichkeit für die Betätigung phantasiebegabter Schriftsteller.

Zwar zu den Gesetzesübertretern, aber nicht zu den eigentlichen Verbrechern kann man die Ärzte zählen, die aus Gründen der Humanität unheilbaren Kranken die Wohltat der Euthanasie gewährten. Die Frage, ob die Tötung solcher Unglücklicher vom Standpunkt der Ethik und der Menschlichkeit aus gesehen wirklich angebracht ist oder nicht, behandelt schon Theodor Storm in seiner Novelle „Das Bekenntnis". Der junge Arzt Jebe tötet seine über alles geliebte Frau, um sie von den unmenschlichen Qualen zu erlösen, die sie durch ein Carcinom des Uterus erleiden muß. Storm läßt jedoch den Doktor Jebe an seiner Tat zugrunde gehen; denn kurz nach ihrer Ausführung findet er in einer medizinischen Fachzeitschrift einen Artikel, in dem über ein neues Operationsverfahren berichtet wird, das die Heilung des Leidens ermöglicht.

Zu der Stellung, die Storm dem Problem gegenüber einnimmt, ist folgendes zu sagen: Zunächst einmal handelt es sich bei Patienten, die für die Euthanasie in Frage kommen, nur um

solche Krankheiten, die in absehbarer Zeit mit Sicherheit zum Tode führen würden. Erkrankungen, deren Verlauf nach allen bisherigen Erfahrungen zwar zum Tode führen wird, bei denen aber bis zum Eintritt der Katastrophe noch eine größere Zeitspanne anzunehmen ist, fallen selbstverständlich von vornherein aus dem Bereich der Erwägungen heraus. Es ist biologisch kaum vorstellbar, daß Kranke, bei denen der Verfall schon so weit fortgeschritten ist, wie in dem Fall der Frau des Dr. Jebe, durch irgendwelche Heilmethode, und sei sie auch von größter Wirksamkeit, gerettet werden könnten! Außerdem ist zu bedenken, daß von der Veröffentlichung bis zur schließlichen Anwendungsmöglichkeit einer neuen Heilmethode doch noch ein sehr langer Weg ist: Indikationen müssen experimentell und klinisch festgelegt werden, Dosierungen müssen erprobt werden, der zunächst entbrennende Kampf der Anhänger und Gegner des neuen Mittels schafft Verwirrung und Unübersichtlichkeit. Die Klärung dauert Monate, manchmal sogar Jahre. Ein neues Mittel, eine neue Methode ohne klare Indikationsstellung und ohne genaueste Kenntnis der Wirkung anzuwenden, bedeutet viel Schlimmeres und bedeutend schwerer zu Verantwortenderes als die immer wohltätige Euthanasie. Hinzu kommt, daß nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Möglichkeit sehr gering ist, daß bei einem bisher für tödlich gehaltenen Leiden im letzten Augenblick noch ein Mittel gefunden werden könnte, das dem Arzt die Macht gäbe, dem Schicksal in den Arm zu fallen — nachdem das Mittel während der langen, vielleicht jahrelangen Zeit, in der die Krankheit schon besteht, nicht gefunden worden war. Und selbst gesetzt den Fall, das Unwahrscheinliche würde Tatsache und das Mittel würde gefunden: was bedeutet dann die zufällig gelungene Rettung des Einzelnen im Vergleich zu der unendlichen Wohltat der Euthanasie, die Unzähligen mit Sicherheit geschaffen worden war durch die Tatsache, daß man nicht mit der Entdeckung des Heilmittels gerechnet hatte! Selbst wenn man annehmen würde, daß alle günstigen Voraussetzungen zusammentreffen: Das Mittel würde überhaupt gefunden, es würde gerade noch zur richtigen Zeit gefunden, Indikationen, Dosierung und die technische Anwendung stimmten optimal, dann gäbe es

immer noch einen schwerwiegenden Grund, der geeignet ist, die Hoffnungsfreudigkeit erheblich zu beeinträchtigen: Als die Herstellung des Salvarsans gelungen war, hatte man geglaubt, die Syphilis mit einem Schlage ausrotten zu können; als das Tuberkulin gefunden worden war, hatte man sich ähnlichen Hoffnungen bezüglich der Heilbarkeit der Tuberkulose hingegeben. Während ein alter Arzt noch pathetisch verkünden konnte: „Gebt mir die Möglichkeit, Fieber zu erzeugen, und ich vermag alle Krankheiten zu heilen", haben wir in den letzten Jahren erst wieder einsehen gelernt, daß sich die Hoffnungen, die man auf die Fiebertherapie im Allgemeinen und auf die Malariatherapie im Besonderen gesetzt hatte, in nur sehr geringem Maße erfüllt haben, d. h. wir haben begriffen, daß es uns im besten Falle gelingt, den Kurs, den der Krankheitsverlauf zu nehmen pflegt, um wenige Grade zu ändern, daß aber die Möglichkeit, das Steuerrad mit einem Griff herumzureißen, zu den ganz seltenen Gnadengeschenken der Vorsehung gehört, die uns im Laufe vieler Jahrhunderte nur selten gewährt werden.

Auch Loessel hat das Problem in seinem Drama „Das Recht auf den Tod" aufgerollt. Der Krebsforscher Dr. Wallmann vergiftet seine ebenfalls an einem Gebärmutterkrebs unsäglich leidende Frau aus Mitleid mit Morphium. Er hat sich eine zu große psychische Belastung zugemutet und stellt sich nach der Tat, von Gewissensqualen gepeinigt, selbst dem Gericht, ohne indes verurteilt zu werden. Wallmann ist sicher eine — ebenso wie der Dr. Jebe Storms — sittlich außerordentlich hochstehende Persönlichkeit, die nicht durch die Tat an sich innerlich zugrunde geht, sondern durch die Unklarheit, die über die Zulässigkeit der Handlung herrscht. Er vermag nicht zu einer Lösung des Problems zu gelangen, denn die Argumente, die dagegen sprechen, sind ebenso schwerwiegend wie diejenigen, die für die Zulässigkeit und vielleicht sogar für die Notwendigkeit der Euthanasie sprechen.

Nassauer behandelt dieselbe Fragestellung in seiner kurzen Novelle „Sterben, ich bitte darum", ohne frei-

lich in seiner Darstellung zu neuen Gesichtspunkten zu gelangen.

In schöner Selbstverständlichkeit berührt Wassermann in dem Roman „Etzel Andergast" das Problem. Für seinen Dr. Kerkhoven ist es gar kein Problem, sondern die Erfüllung höchster Freundesliebe, als er dem unheilbaren Freunde Irlen auf dessen Wunsch die tödliche Injektion gibt.

Wie sieht es nun in Wirklichkeit mit der Anwendung der Euthanasie aus? In weitesten Laienkreisen ist ganz allgemein die Ansicht verbreitet, daß es beinahe ein ärztlicher Brauch sei, unheilbar Kranken den durch ihr Leiden unvermeidlichen Tod zu erleichtern und vielleicht entspricht diese Anschauung einer unverbildeten und natürlichen Art, die die Dinge so sieht, wie sie tatsächlich sind.*)

---

*) In besonderer Weise hat sich diese Einstellung ausgewirkt auf die Stellungnahme der Bevölkerung zu dem neuen „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses". Man glaubte anfänglich allgemein, daß von nun an für die Ärzte nur noch materielle, d. h. bevölkerungspolitische Gesichtspunkte Bedeutung hätten, daß man also einen für die Allgemeinheit nicht mehr „nützlichen" Kranken durch eine mehr oder weniger langwierige „Behandlung" beseitige. Diese Meinung wurde dem Arzt gegenüber besonders häufig von Angehörigen Geisteskranker zum Ausdruck gebracht, die in eine geschlossene Anstalt eingeliefert wurden. Es gehörte und gehört wohl auch heute noch durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß die Angehörigen geradezu danach fragten, ob die „Sache" sehr lange dauere und ob „es" rasch ginge, oder ob vielleicht doch noch auf den Eintritt einer Besserung gewartet werden könne? Man war der Meinung, daß mit solchen unheilbaren Kranken mit Hilfe einer „Spritze" kurzer Prozeß gemacht würde. Diese kalte rechnerische Auffassung des Publikums fand sich ganz besonders bei der bäuerischen Bevölkerung. Aber sicher hatten auch nach der Veröffentlichung des Gesetzes weite Volkskreise den hohen Idealismus übersehen, der darin zum Ausdruck kommt; sie hatten geglaubt, daß es sich dabei lediglich um eine Sparmaßnahme handele, und in diesem Glauben sind sie auch sicherlich bestärkt worden durch die einseitigen populären Darstellungen, in denen immer wieder erzählt wird, wieviel ein Geisteskranker im Jahr den Staat kostet und wieviel gesunde Menschen ihre Kräfte ausschließlich zu seiner Pflege hergeben müssen. Man vergißt hier zu leicht, daß der materielle Gesichtspunkt zwar auch eine gewisse, aber eine durchaus untergeordnete Rolle spielt, und daß die Entstehung mancher unwürdiger Hülsenexistenzen erst in letzter Linie aus ökonomischen Gesichtspunkten heraus und in allererster Hinsicht aus Gründen der Menschlichkeit und der Menschenwürde verhindert werden soll. Das Gesetz hat mit spartanischen Aussetzungsmethoden genau so wenig zu tun wie mit den Prinzipien einer pathologischen Treibhaushumanität. Die ärztliche Ethik lehnt diese überholten Prinzipien ab, sie ist keineswegs auf die Stufe einer Hundefängermoral herabgesunken.

Trotz der Ablehnung, mit der wir heute der Humanitätshypertrophie der verflossenen sozialpathologischen Ära gegenüberstehen, wird auch heute kein verantwortungsbewußter Arzt in wohl ausgesuchten Fällen einem schmerzgepeinigten, unrettbar verlorenen Kranken die Euthanasie verweigern. Daß aber die Ärzteschaft des neuen Reiches keineswegs leichtfertig damit umgeht, erhellt aus dem Ergebnis einer Rundfrage, die die Prager deutsche Zeitung „Bohemia" veranstaltet hat: „Soll der Arzt die Leiden des unrettbar Kranken durch Tötung abkürzen?" Wie die Münchener Medizinische Wochenschrift mitteilt, sind am 4. März 1934 die auf die Rundfrage eingegangenen Antworten veröffentlicht worden. Es hatten sich zu dem Thema zahlreiche führende deutsche Ärzte geäußert, u. a. Professor Schlofer-Prag, Professor Jensen-Göttingen, Professor Krehl-Heidelberg, Professor Asher-Wien, Professor Siebeck-Berlin. — Im Endergebnis war die Stellungnahme zur Euthanasie eine grundsätzlich ablehnende. Die Ablehnung wurde begründet mit den Fortschritten der medizinischen Forschung, mit psychologischen Gründen, der Möglichkeit der Fehldiagnose, sowie der heutigen religiösen und sittlichen Einstellung des Menschen. Unter gewissen Voraussetzungen tritt Professor Jensen-Göttingen für die Tötung ein: Wenn der schwerleidende Kranke selbst dieses Ansinnen stellt und wenn außerdem gleichzeitig der Arzt u n d die Angehörigen des Kranken die Überzeugung haben, daß die Tötung eine Wohltat für den Kranken bedeutet. Und diese Auffassung dürfte sich wohl auch mit der der Mehrzahl der deutschen Ärzte decken. In praxi wird sich die Handhabung der Euthanasie ja doch nicht in einer direkten Tötung äußern, sondern man wird lediglich alle das Leben und damit das Leiden verlängernden Mittel (z. B. Kreislaufmittel) nicht zur Anwendung bringen, und man wird außerdem das Bewußtsein und damit die Schmerzempfindung des Kranken durch Narkoticis und Hypnoticis weitgehendst ausschalten.

Zu den Waffen, die der Laie häufig in der Hand des Arztes sieht, gehört die Suggestion und imponiert ihm besonders in ihrer handgreiflichsten Form: der Hypnose. Der Laie hat die Anwendung der Hypnose in Schaubuden auf Jahrmärkten oder in populär „wissenschaftlichen" Vorträgen über Okkultismus,

Spiritismus und andere dunkle Pseudowissenschaften kennen gelernt, und er zieht aus falschen Voraussetzungen die entsprechend falschen Schlüsse. Der Frankfurter Psychiater Kleist hat immer wieder darauf hingewiesen, daß die kriminalistische Bedeutung der Hypnose ganz außerordentlich überschätzt wird. Er steht auf dem Standpunkt, daß die Willensübertragung von einem Menschen auf den anderen ganz unmöglich ist, wenn der zu Suggerierende nicht a priori eine gewisse Bereitschaft mitbringt, den Willen des Suggestors als den seinen anzuerkennen. E. Liek erzählt in seinem Buch „Die Welt des Arztes" ein amüsantes Beispiel, das auch für diese Auffassung Kleists spricht: Ein Arzt, der die Technik der Hypnose durchaus beherrscht, versucht gelegentlich einer häuslichen Unstimmigkeit, seine hypnotischen Fähigkeiten zur Anwendung zu bringen. Die Reaktion seiner Frau ist verblüffend und nimmt ihm ein für alle mal die Lust zu derartigen Experimenten: „Lieber Mann, wenn du mich noch einmal so ansiehst, haue ich dir eine herunter!"

Freilich tritt die Hypnose in der belletristisch-kriminalistischen Literatur nicht nur in ihrer üblichen medizinischen Anwendungsform auf, sie findet sich in allen nur denkbaren Varianten (je „origineller", desto besser!) von der regelrechten Suggestion bis zum „bösen Blick" und zur Zauberei.

So begeht in Norbert Jacques viel gelesenem Roman „Doktor Mabuse" auf Grund seiner hervorragenden suggestiven und psychotherapeutischen Fähigkeiten seine ungeheuerlichen und manchmal reichlich absurden Verbrechen.

Auch in Claretie's Erzählung „Jean Mornas" bedient sich der verbrecherische Arzt der Hypnose, um ein Mädchen zu veranlassen, für ihn einen bedeutenden Diebstahl auszuführen. Nicht ohne unfreiwilligen Humor ist die Tatsache, daß der Autor auch zugleich die Methode angibt, wie man dieser Art von Verbrechen begegnen kann: Die Täterin wird nämlich einfach in Hypnose gezwungen, den Namen ihres Anstifters preiszugeben.

In Klöpfers Roman „Luzifers Ende" bedient sich der ärztliche Verbrecher, Dr. Devil, der Hypnose. Durch dieses Mittel und eine entsprechende Dosis starkwirkender Narcotica gelingt ihm die Verschleppung eines deutschen Forschers auf

eine einsame Insel. Der Deutsche hat ein Verjüngungsmittel erfunden, und Dr. Devil will sich um jeden Preis in den Besitz dieses Geheimnisses bringen. Das Buch ist insofern für die vorliegende Fragestellung uninteressant, als es sich fast ausschließlich mit der Befreiung des unglücklichen Forschers durch seinen Bruder aus den Händen seiner Entführer beschäftigt.

In Castells Erzählung „Die Verfolgung" tötet der Arzt seinen Freund mit Curare, weil dieser ihn mit seiner Frau betrogen hatte. Auch dieses Buch ist ein künstlerisch nicht sehr gehaltvolles Werk, und der Chirurg Dr. Hardy ist weder als Arzt noch als Mensch eine besonders beachtenswerte Gestalt.

Ein komplizierterer Mensch ist „Doktor Schäfer" von Rivus. Er ist ein gewissenloser Mensch, der das Vertrauen einer jungen Patientin mißbraucht und sie und sich selbst damit zugrunde richtet. Doch ist auch diese Quelle für das Thema Arzttum und Verbrechen nicht sehr ergiebig, denn Dr. Schäfer ist einfach ein haltloser Psychopath, dessen Schicksal sich mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes vollzieht. Sein Verbrechen hat zu seinem ärztlichen Beruf nur sehr oberflächliche Beziehung, er wäre in jedem andern Beruf ebenso rettungslos gescheitert.

Dr. Khaki ist der Träger der Handlung in der Wielandschen Komödie „Die Simulanten". Er hat ein „Sanatorium" in Betrieb genommen, in dem er Rentensüchtige und Schwindler gegen gute Bezahlung unterweist, die nachuntersuchenden Ärzte mit Erfolg zu täuschen. Es ist heute leider noch so, daß es auch dem erfahrensten Arzt nicht möglich ist, in jedem Falle objektiv festzustellen, ob die vom Patienten angegebenen Beschwerden organisch begründet sind oder nicht; es ist in zahlreichen Fällen sogar schon unmöglich auch nur zu entscheiden, ob die Klagen des Kranken wirklich empfunden oder bewußt simuliert werden. Aus dem Verrat dieser schwachen Stellen der ärztlichen Methodik schlägt Dr. Khaki nicht geringes Kapital.

Auf wesentlich komplizierteren Vorgängen beruht die Schuld des Arztes in Stefan Zweigs Roman „Der Amokläufer". Ein deutscher Arzt hat sich der holländischen Kolonialverwaltung zur Verfügung gestellt und ist als Regierungsarzt

in die Sumpfniederungen Holländisch-Indiens geschickt worden. Die Niederländische Regierung pflegte die ausländischen Ärzte, die ihr ihre Dienste anboten — es waren vorwiegend Deutsche — als eine Art medizinischer Fremdenlegionäre eben auf solche Posten zu schicken, deren Besetzung sie ihren Landsleuten aus Billigkeitsgründen nicht zumuten konnte: in politisch unsichere Gebiete oder in die Fieber- und Sumpfniederungen des Indischen Archipels.*) So ist auch der deutsche Arzt, dessen Schicksal Stefan Zweig schildert, dorthin gekommen, und er ist schon halb wahnsinnig vor Einsamkeit und Alkohol und vor Sehnsucht nach einer weißen Frau, als er seinem Geschick begegnet. Eines Tages kommt die Frau eines holländischen Großkaufmanns auf seinen verlorenen Posten und fordert von ihm die Vornahme eines verbotenen Eingriffs. Sie befindet sich in einer Notlage, da ihr Gatte jetzt nach monatelanger Abwesenheit zurückkehrt und sonst von ihrem Ehebruch, den sie mit einem jungen Kolonialoffizier begangen hat, erfahren müßte. Aber sie b i t t e t den deutschen Arzt nicht um seine Hilfe, sondern sie f o r d e r t, sie will seinen Dienst für Geld k a u f e n. In seiner maßlosen Erbitterung stellt der Deutsche ein Ansinnen an sie, das die Frau niemals erfüllen kann, wenn sie nicht alle Selbstachtung verlieren will. In ihrer Verzweiflung geht sie zu einer eingeborenen Kurpfuscherin, die den Eingriff vornimmt; das schmutzige Eingeborenenweib infiziert die Holländerin, und diese geht schließlich an einer foudroyant verlaufenden Sepsis zugrunde. Alle Kunst des deutschen Arztes, der in verzweifelter Reue sie zu retten versucht, war vergebens. So wird er zum „Amokläufer", sein weiteres Leben wird zur Monomanie, es hat nur noch den Sinn, wenigstens die Ehre der Toten zu retten. Der „Amoklauf", die abenteuerliche Schiffsreise, die er mit dem Sarg der Toten unternimmt, ist freilich reichlich gesucht, und es gelingt auch der stilistischen Kunst des Verfassers nicht, die Vorgänge psychologisch schmackhaft zu machen. Es ist zuviel Literatentum und Artistik und zu wenig echtes Leben in dem Buch.

*) Inzwischen ist der Erlaß des holländischen Kolonialministeriums herausgekommen, daß auch dorthin keine ausländischen Ärzte mehr geschickt werden sollen.

Der Roman „Marionetten der Liebe“ von Katz ist wieder ein wenig erfreuliches Buch. Seine Hauptfigur ist der Frauenarzt Dr. Dörner, ein ärztlicher Don Juan, der von Abenteuer zu Abenteuer eilt, ohne zur Ruhe zu kommen. Daß diese Abenteuer nicht immer sehr geschmackvoll sind, liegt in der Natur der Sache. Dennoch bringt der haltlose Lebemann zum Schluß die Anständigkeit auf, lieber einen Meineid auf sich zu nehmen, als die geliebte Frau zu kompromittieren.

Noch wesentlich unsympathischer ist Hans Heinz Ewers bekannter Roman „Alraune“. Der Verfasser sagt in der Einleitung, daß sein Buch der Schilderung des Widernatürlichen dienen soll. Es stammt aus jener fiebrigen Zeit, in der man „geistige“ Sensationen und Erregungen um jeden Preis brauchte, in der die ganze Legion der sexuellen Abirrungen plötzlich im Brennpunkt des Interesses stand und die Perversität beinahe die Legitimation höheren Menschentums war. Heute steht man diesen literarischen Ungeheuerlichkeiten wieder mit dem Gefühl des Grauens und der Ablehnung gegenüber, das der gesunde Mensch etwa bei dem Besuch eines Abnormitätenkabinetts empfindet. Bedauerlich ist nur, daß Ewers ausgerechnet die Ärzte als Träger der Handlung seines Romans für die geeignetsten Personen hält. Freilich war der „Geist der Zeit“ nicht ohne Einfluß auf Ewers' Schöpfungen. Die außerordentlichen Erfolge der modernen medizinischen Wissenschaft, die großen Fortschritte der Chirurgie und die wissenschaftliche Erschließung bisher völlig dunkler Gebiete hatte die geistige Welt in einem Taumel des Erfolgsglaubens gesetzt. Man hielt einen Stillstand des wissenschaftlichen Vormarsches für unmöglich, alles schien möglich. Man hatte den Menschen für eine komplizierte Maschine gehalten, hinter deren geheimnisvolle Konstruktion man endlich gekommen zu sein glaubte. Nur das Wichtigste hatte man vergessen: Die Seele. Das vergißt dann auch der Geheimrat ten Brinken in der „Alraune“ ausgiebigst. Er führt die künstliche Befruchtung einer Prostituierten mit dem Sperma eines hingerichteten Mörders (nicht ganz ohne Gewalt) durch. Daß er dann von seinem eigenen Neffen gegen Barzahlung verlangt, der Geliebte desselben Straßenmädchens zu werden, gehört mit zu den absto-

ßendsten Geschmacklosigkeiten des Buches, ebenso die fatalen erotischen Beziehungen ten Brinkens zu dem Ergebnis der von ihm vorgenommenen künstlichen Befruchtung. Man kann sich kaum einen Zug von Charakterlosigkeit und Verworfenheit denken, den das Bild ten Brinkens nicht aufzuweisen hätte. Recht blaß gezeichnet sind die andern Ärzte in dem Roman, so der Assistent des Geheimrats, Dr. Petersen, und der Marinearzt Dr. Klaeverjahn.

Thusnelda Kühn schildert in ihrem Roman „Der Inseldoktor" den Arzt Dr. Esrom. Dr. Esrom ist Alkoholiker, aber er hat sonst so viel liebenswerte Züge, daß man ihm seine Schwäche gern nachsieht. So denken auch die Inselbauern und die Fischer, die aus eigenster Erfaherung wissen, daß ihr Arzt stets bereit ist, zu helfen und zu retten und sogar sein Leben in die Schanze zu schlagen, wenn es sein muß. Und das Leben, das der einsame Arzt auf der kleinen, weltabgeschiedenen Nordseeinsel führen muß, ist wahrlich rauh und freudlos genug, so daß es menschlich verständlich ist, daß er Trost im Alkohol sucht!

Weit primitiver als diese verbrecherischen Arztgestalten ist Meyrinks Dr. Wassory im „Golem". Er ist ein gewöhnlicher kleiner Gauner und Betrüger ohne Format. Den Patienten, die seine Hilfe als Augenarzt in Anspruch nehmen, redet er grundsätzlich ein, daß sie am grünen Star litten und daß ihr Augenlicht gefährdet sei, wenn sie sich nicht schleunigst von ihm operieren ließen; und in diesen Vorschlag willigen die geängstigten Kranken auch meist schnell ein.

Rennefahrt hat ein Tendenzdrama geschrieben: „Der Massenmörder". Der Massenmörder ist der Psychiater Geheimrat Manné. Er steht auf dem Standpunkt, daß eine Vernichtung des Lebens unheilbarer Geisteskranker nicht nur erlaubt, sondern eine moralische Forderung unserer Kultur sei, und er setzt diese seine Anschauung auch in die Praxis um. Natürlich scheitert er an dem Widerstand der Umwelt und findet als einzigen Ausweg nur noch den Freitod. Vor wenigen Jahren noch konnte man die Idee des Stückes für konstruiert und absurd halten. Inzwischen ist das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses gekommen, das sicher gut ist und

nicht nur einen großen eugenischen, sondern auch einen großen humanitären Fortschritt bedeutet. Als die Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz noch nicht veröffentlicht waren, ist es aber tatsächlich vorgekommen, daß in einer großen deutschen Irrenanstalt allen Ernstes der Gedanke erwogen wurde, ob man nicht den Vorschlag zu einem Gesetz „zur Vernichtung unwerten Lebens" machen sollte! Der Gedanke war von einem älteren (sehr ehrgeizigen!) Oberarzt der Anstalt propagiert worden; seine Weiterverfolgung scheiterte aber an dem geschlossenen Widerstand des gesamten jüngeren Ärztekollegiums. Selbst die scheinbar absurdesten literarischen Motive finden oft ihre Bestätigung in der Wirklichkeit!

Ein vom literarischen Standpunkt aus gesehen recht primitiver Kriminalroman ist „Der verschwunden Courier" von Philipp Oppenheim. Hierin macht sich ein Arzt zum Handlanger eines wahnsinnigen Verbrechers, der sich in den Besitz ungeheurer politischer Macht setzen will. Der Arzt unterstützt seinen Herrn und Gebieter mit den neuesten Errungenschaften der modernen ärztlichen Wissenschaft: Er betäubt, vergiftet, bringt um, je nachdem es die Situation gerade erfordert. Daß derartige Machwerke keinen literarischen Wert besitzen, braucht kaum erst betont zu werden; es sind primitive Spekulationen einfältiger Geister.

In den „Brüder Larsen" schildert Fedor von Zobeltitz das Schicksal eines tüchtigen jungen Chirurgen, der eine große Zukunft vor sich hat, aber in den Verdacht gerät, im Jähzorn seinen Chef getötet zu haben. Er rettet sich nach der Schweiz und praktiziert dort unter fremdem Namen und mit fremden Papieren. Auch in diesem Buch tritt die Charakterschilderung zugunsten der Spannung und der äußeren Lebhaftigkeit der Handlung in den Hintergrund. Man erfährt über Dr. Larsen nicht mehr als die Tatsache seiner enormen Tüchtigkeit.

Besser herausgemeißelt ist die Figur des Professors de Geer in Fred Andreas' Roman „Die Sache mit Schorrsiegel". De Geer ist ein holländischer, sehr angesehener Universitätsmediziner, in dessen Vergangenheit sich jedoch eine dunkle Tat findet, unter der er so leidet, daß er sich zeitweise

durch Alkohol in einen geradezu viehischen Zustand versetzt, um wenigstens für Stunden Schutz zu finden vor den Gespenstern, die ihn ängstigen. De Geer hat in der Zeit, als er noch ganz junger Dozent war, einen Fehler gemacht und ein Institutsgehilfe wußte um das Versehen des Professors. Seine Kenntnis benützte er zu den schamlosesten Erpressungen. Als de Geer in seiner Angst vor den Drohungen des Schurken nicht mehr ein und aus wußte, hat er ihn an einem dunklen Abend in einen der zahlreichen die Stadt durchziehenden Kanäle gestoßen. Damit hat der Professor zwar seine Karriere gerettet, aber seine Gewissensqualen haben ihn noch hundertfältig unglücklicher gemacht, als die Erpressungen seines Opfers es je vermocht hätten. Über die Charakterisierung seiner Persönlichkeit ist wenig zu sagen. Sie ergibt sich aus der Schilderung seiner Tat und seiner tiefen, verzweiflungsvollen Reue. — Psychologisch sehr interessant ist die Tatsache, daß de Geer einem vermeintlichen Mörder Versteck und Schutz gewährt, und daß er ihn sogar in seinem Hause gefangen hält, um einen Gefährten zu haben, dessen Gewissen mit derselben Tat belastet ist wie das seine.

Mit zu den bedeutendsten modernen schöngeistig-kriminalistischen Werken gehört Ernst Weiß' Roman „Georg Letham, Arzt und Mörder". Sein Inhalt gehört freilich auch zu dem Problematischsten, das über dieses Thema geschrieben wurde. Georg Lethams Gestalt mit einigen charakteristischen Strichen wiederzugeben, ist nicht möglich; denn sie hat etwa eigentümlich Zerfließendes, Unbestimmtes, das man nicht als Inhalt linearer, logischer Formeln zu erfassen vermag. Man könnte ebenso gut und ebenso vergeblich den Versuch unternehmen, ein impressionistisches Gemälde verstandesmäßig auszudeuten. Es gelingt nicht; ins Bewußtsein gelangen nur Eindrücke, die manchmal als dunkel und schön und manchmal als hell und wahr innerlich bereitwillig anerkannt oder ängstlich abgelehnt werden. Und das Seltsame ist, daß nicht immer nur das Schöne und Helle die innere Zustimmung und daß nicht immer nur das Häßliche und vielleicht sogar das Schlechte die Abwehr der Lesenden findet. Das fällt beim Lesen des Weißschen Buches vielleicht mehr auf, als es bei andern Büchern

der Fall ist. — Man kann diesen Arzt Georg Letham gefühlsmäßig verstehen — auch der Mord an seiner Frau ist psychologisch verständlich gemacht — man versteht die Qualen des Menschen und Arztes Letham in der Deportation, man versteht seine Nöte und Ängste, man kann sich wohl in alle Reaktionen und spontanen Lebensäußerungen der Seele des Menschen Letham einfühlen — aber in den Menschen Letham selbst nicht! Denn die Art, in der der Arzt, der Verbrecher und der Deportierte Letham seine Leidensgeschichte erzählt, ist so schizoid unbeteiligt und manchmal so lässig-frivol, wo es am wenigsten angebracht ist, daß sie nur das Gefühl unbedingter Ablehnung hervorzurufen geeignet ist. Es geht ein Riß durch die Persönlichkeit dieses Menschen. Er besitzt eine außerordentliche bewegliche Reaktionsfähigkeit; die ganze Stufenleiter von den primitiven bis zu den hochdifferenzierten Gefühlen wird richtig registriert. Hier liegt aber auch der Fehler in der Rechnung: Es wird nur registriert, und Georg Letham schaut sich dabei mit einer solch ungerührten unbeteiligt-zynischen Unpersönlichkeit zu — selbst bei dem Mord an seiner Frau —, daß es schwer fällt, die von ihm geschilderten Empfindungen als echt anzuerkennen. Die Art, in der er über den Tod seiner Frau spricht — er hatte sie durch Gift getötet —, ist abstoßend. Er nimmt nach dem Mord etwa die Haltung eines Menschen ein, dem ein bedauerliches, aber nicht mehr zu änderndes Versehen passiert ist. Nach der Ausführung der Tat ist das Verbrechen für ihn abgetan, und er empfindet keineswegs das Bedürfnis, sich innerlich damit auseinanderzusetzen. Freilich, Georg Letham ist ein tüchtiger Arzt, Liek würde sagen: ein tüchtiger Mediziner. Er ist ein guter Operateur, der eine Privatklinik besitzt, er interessiert sich für die Forschung, und er arbeitet in seiner Mußezeit energisch daran, die Wissenschaft zu bereichern. Letham versagt aber auch hier, und sicher nicht nur deswegen, weil die über ihn hereingebrochene Katastrophe ihn seine begonnenen Arbeiten nicht zu Ende führen ließ. Es kann als Symptom gewertet werden, daß er frühzeitig Morphinist geworden ist. Charakteristisch ist die autistische Isolierung, in die ihn die Eigenart seines Wesens gedrängt hat.

Die Handlung des Romans wickelt sich der Schilderung der Verhältnisse nach — Ortsnamen werden nicht genannt — in Frankreich und später in einer Sträflingskolonie in Guyana ab. Die Lebensbedingungen während der Seereise auf dem Sträflingsschiff und die Qualen, denen die Gefangenen in der Kolonie ausgesetzt sind, finden in dem Roman ausgiebige Darstellung, interessieren aber an dieser Stelle nicht. Wichtiger ist die Schilderung der Ärzte, mit denen Letham auf dem Transport und später während seiner Tätigkeit als Gehilfe einer wissenschaftlichen ärztlichen Kommission in Berührung kommt. Da ist zunächst ein den Transport begleitender Generaloberarzt. Letham schildert ihn als „verdienstvollen" alten Militärarzt, der sich seinen hohen Rang allerdings nicht durch besondere Taten erworben hat, sondern der sich im Laufe der Jahre emporverwaltet hat. Denn der Generaloberarzt ist durchaus kein auffällig befähigter Mensch, und seine bakteriologischen Methoden lassen absolut zu wünschen übrig. Wenn auch einzelne Züge schöner Menschlichkeit wiedergegeben werden, so behält ihn der Leser doch im wesentlichen als einen geistig unbedeutenden, pedantischen Verwaltungsbeamten im Gedächtnis, der keine allzu großen Sympathien zu erwecken vermag. Sein Bild hebt sich aber immer noch rühmlich ab von dem Bild des Arztes der Kolonie, den man und gern als paranoisch bezeichnen kann, und der auch unter seinen Kollegen und Mitarbeitern schlechthin als verrückt gilt. Seine Passion ist das Sezieren, ohne daß er jedoch über die erforderlichen Voraussetzungen verfügte, seine Befunde wissenschaftlich auswerten zu können. Er spielt in dem Roman eine recht kleine Rolle und sein Bild ist auch nur mit skizzenhaften Strichen hingeworfen, läßt aber deswegen doch an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig.

Georg Letham hatte das Glück, nicht in das berüchtigte Banjo zu kommen, sondern auf Grund seiner medizinischen Vergangenheit als eine Art Laboratoriumsgehilfe einer ärztlichen Kommission zugeteilt zu werden, deren Aufgabe darin bestand, den Errger des Gelbfiebers zu entdecken. Das sympathischste Mitglied dieser Expedition ist Dr. Walther, ein gründlicher, stiller Gelehrtentyp, der mit höchsten menschlichen und wissenschaftlichen Qualitäten ausgezeichnet ist. Er paßt nicht zu

seiner temperamentvollen, tyrannischen Frau, die ihn auf der Expedition begleitet. Er leidet unter ihrer Art, aber trotzdem liebt er sie und seine Kinder in seiner entsagungsbereiten, hilflosen und ungemein rührenden Weise.

Eines Tages ergibt sich die Notwendigkeit, daß eines der Expeditionsmitglieder sich zum Versuch am eigenen Körper hergibt. Dr. Walther wird durch das Los dazu bestimmt. Er ahnt den Ausgang des Experimentes: Er wird den Versuch mit seinem Leben bezahlen müssen, und der stille, einsame Mensch leidet unsagbare Qualen bei dem Gedanken, die Seinen allein zurücklassen zu müssen. Es kommt dann auch so, wie er es im voraus gefühlt hatte: Er infiziert sich mit dem Gelbfiebererreger und stirbt daran. Der Opfertod dieses Arztes ist um so heroischer und menschlich um so größer, gerade weil er das Leben, das bescheidene, fast armselige Leben, das er führen mußte, so sehr liebte.

Einmal gerät Letham noch für Augenblicke in einen Konflikt, d. h. es hat nur den Anschein, daß der Vorgang ein Konflikt für ihn bedeute. Er beobachtet, wie eine Mücke, in der man den Überträger des Gelbfiebers vermutete, im Begriff ist, ein Expeditionsmitglied zu stechen, das aber von der Gefahr, in der es sich in diesem Augenblick befindet, nichts ahnt. Sekundenlang kämpft er um Klarheit, ob er das Unglück noch verhindern soll oder ob er es im Interesse der Wissenschaft geschehen lassen soll. Der Wert des Experimentes wäre einzigartig: Würde dieser Stich eine Erkrankung zur Folge haben, so wäre damit eindeutig bewiesen, daß die Mücke tatsächlich der Überträger des Erregers ist, und eine Möglichkeit zur Eindämmung der Seuche wäre gegeben. Andererseits wird das unfreiwillige Opfer des Versuchs mit größter Sicherheit sein Leben für die Wissenschaft hergeben müssen; denn gegen die einmal ausgebrochene Krankheit gibt es kein Heilmittel. Man hat auch hier den Eindruck, daß Letham Für und Wider mit einer zynischen Unbeteiligtheit abwägt, und er hat sich schon entschlossen, dem Unheil freien Lauf zu lassen, als der Gefährdete die Mücke bemerkt und im letzten Augenblick verscheucht. Unwillkürlich drängt sich an dieser Stelle der Gedanke an Sinclair Lewis' Dr. Arrowsmith auf, der in der gleichen Lage ist wie

Georg Letham: bei einer Pestepedemie in Mittelamerika soll er die Wirksamkeit eines neuen Heilmittels erproben. Er beschließt, nur jeden zweiten Kranken mit dem Mittel zu impfen und dann einfach festzustellen, ob bei der Gruppe der Behandelten oder bei der der Nichtbehandelten die größere Sterblichkeit herrscht. Auf dem Schauplatz der Seuche gibt er seine Vorsätze auf. Er ist gekommen, um zu helfen, und zwar, um allen zu helfen: So impft er nicht jeden zweiten der Erkrankten, sondern ausnahmslos alle und verzichtet auf die Durchführung des Experimentes; er ist in erster Linie Arzt und erst in zweiter Linie Forscher. Letham aber ist ein kalter Rechner, ein hervoragender Kaninchenmediziner.

Ist diese Art von literarischen Veröffentlichungen nun geeignet, das Ansehen des ärztlichen Standes ernstlich zu schädigen? Zunächst muß die Frage wohl einmal bejaht werden. Die öffentliche Meinung wird durch das Betrachten der Untaten ausgesucht verbrecherischer Vertreter des ärztlichen Standes zunächst in negativer Hinsicht gegen diesen ganzen Berufsstand eingenommen. Die Bedeutung dieses Einflusses muß aber andererseits doch wieder erheblichen Einschränkungen unterworfen werden. Der unvoreingenommene Beobachter bringt ja bereits ein fertiges Bild vom Arzt und seinem Wesen mit, und es darf ohne übertriebenen Optimismus gesagt werden, daß dieses Bild ein günstiges ist. Er wird aber sein Idealbild dem zerstörenden Einfluß der das Ansehen des Arztes schädigenden Literatur entgegenstellen und ihre meinungsgestaltende Beeinflussung erheblich beschränken. Das ist um so leichter möglich, als die genannte schöngeistig-kriminalistische Literatur ein durchweg niedriges, keinesfalls aber mittelmäßiges Niveau aufweist und von dem kultivierten Leser doch nicht allzu ernst genommen wird. Er liest sie gerade, um sich abzulenken, um sich zu entspannen, um nicht denken, d. h. in diesem Falle nicht ernst nehmen zu müssen. Eine andere Kategorie von Schriften, die sich mit medizinischen Dingen befassen, ist viel eher geeignet, dem Ansehen des Arztstandes mehr Abbruch zu tun, wobei allerdings betont werden muß, daß die Veröffentlichung solcher Schriften zu den Seltenheiten gehört.

So erschien vor noch nicht langer Zeit ein Buch, das Teile aus dem literarischen Nachlaß des verstorbenen Hamburger Tuberkuloseforschers Hans Much enthält, also eines Mannes, der nicht nur in der ärztlichen Welt eine Rolle spielte, sondern gerade auch in Laienkreisen, in denen er besonders durch seine künstlerischen Schriften bekannt geworden war, als einer der hervorragendsten Repräsentanten des modernen deutschen Arzttums galt. Das Buch, in dem der Nachlaß erschien, trägt den vielversprechenden Titel „Vermächtnis“ und erscheint in einer äußerlich sehr geschmackvollen Aufmachung, die an sich schon geeignet ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Vorfreude, mit der man das Buch aufschlägt, beginnt aber schon beim Lesen der Einleitung einer großen Enttäuschung Platz zu machen. Diese Einleitung ist in der Form einer „biographischen Skizze“ gehalten und ist von einem Manne verfaßt, der zu dem Verstorbenen offenbar in verwandtschaftlichem Verhältnis stand. Aus dem Inhalt der Einleitung ist ferner zu schließen, daß der Verfasser Arzt ist. Er verkündet nun dem staunenden Leser, daß er auf dem Standpunkt stehe, daß eigentlich viel zu viel Biographien großer Männer geschrieben würden, und daß es wesentlich richtiger und besser sei, ihre Pathographien zu veröffentlichen. Und dieser Anschauung gemäß weist er darauf hin, daß Hans Much zweifellos ein großer Wissenschaftler gewesen sei, daß er aber doch menschlich seine recht beträchtlichen Schwächen gehabt habe. Was die wissenschaftlichen Leistungen anbelange, so seien freilich auch da gewisse Einschränkungen zu machen; manches, was Much gefunden habe, sei heute längst überholt und vieles habe einer strengen Kritik von Anfang an nicht standhalten können. Immerhin: „Das ist an und für sich noch kein Makel.“ Nur sei das eben nicht das Einzige, denn Much habe sich in seiner verblendeten Eitelkeit schlecht überzeugen lassen, „es fehlte ihm die Kritik und auch der Mut, eigene Fehler einzusehen und einzugestehen“. Von diesem Vorwurf bis zu dem der bewußten wissenschaftlichen Unehrlichkeit ist doch nur ein Schritt! Immerhin räumt der Verfasser der „Biographischen Skizze“ ein, Muchs allzu große Hochachtung vor sich selbst sei andererseits aber ganz begreiflich;

denn der Verstorbene habe gewußt, „daß er klüger war als fast alle Menschen, mit denen er in Berührung kam“. Er sei eben „der berühmte Arzt von internationalem Ruf gewesen, den er äußerst geschickt ausnützte“. Zwischendurch wird freilich immer wieder hervorgehoben, daß der Tote im übrigen ein ganz hervorragender Arzt gewesen sei — „but Caesar is a honourable man!“. Much habe aber de facto die großen Hoffnungen, die man zu Beginn seiner medizinischen Laufbahn auf ihn gesetzt hatte, nicht erfüllt. Auch seine rein ärztliche Tätigkeit habe er durch die zahlreichen auswärtigen Konsilien vernachlässigen müssen, freilich habe er Erfolge gehabt, aber seine Erfolge in therapeutischer Hinsicht beruhten in erster Linie auf seiner stark suggestiven Art.“ Damit stellt der Schreiber der Einleitung Much immerhin ein ganz hervorragendes Zeugnis aus, wie man es einem guten Arzt kaum besser ausstellen kann, wenn auch aus der ganzen Richtung der Kritik hervorgeht, daß er mit diesem Satz etwas Negatives zum Ausdruck bringen wollte. Nebenbei wird noch erwähnt, daß Much Morphinist gewesen und zeitlebens nicht mehr von dem Gift losgekommen sei. Diesem Hinweis wird seine Schärfe auch nicht genommen durch die Mitteilung, daß er zu der Sucht durch ein chronisches, sehr schmerzhaftes Leiden gekommen sei. Wenn der Verfasser erwartet, daß man die in dem Buche veröffentlichten Tagebuchblätter, Briefe, Aufsätze und Betrachtungen nun noch mit besonderem Genuß lese, so ist das etwa so, wie wenn ein Gastgeber vor Tisch erklärt, daß die Weine, die gereicht werden sollten, zwar leider aus einer nicht ganz einwandfreien Kellerei stammten, er aber doch wohl in der Hoffnung nicht fehlgehe, daß sie seinen verehrten Gästen ausgezeichnet munden würden!

Die verhängnisvolle Wirkung dieser Biographischen Skizze erschöpft sich nun leider nicht in der Tatsache, daß sie den Genuß beim Lesen des Buches beeinträchtigt, sondern sie ist wesentlich tiefgreifender. Es liegt eine Sehnsucht in unserer Zeit nach starken, gefestigten Persönlichkeiten. Vielleicht hat man ihnen noch nie so bereitwillig Anerkennung gezollt und Gefolgschaft geleistet wie gerade heute. Der Ruf nach dem

Führer erschallte nicht nur in der Politik, sondern in allen andern Kulturkreisen ebenso, auch in dem des ärztlichen Berufs- und Standeslebens. Hans Much galt als eine solche Persönlichkeit, dessen Name viel bedeutete und zu dem Ärzte und Laien emporzusehen gewohnt waren. Da ist es ein wenig erfreuliches Schauspiel, es ansehen zu müssen, daß ein Arzt dem Manne, dem man zu seinen Lebzeiten alle Ehren eines Führers zuteil werden ließ, kurze Zeit nach seinem Tode die Berechtigung dazu streitig macht. Pathographien mögen besser sein als Biographien und kritiklos lobhudelnde Nekrologe haben sicher einen widerwärtigen Leichengeruch an sich — aber wie soll man über einen Stand denken, der die Verdienste seiner Führer herabsetzt und deren „Pathographien" der Öffentlichkeit übergibt? Pathographien, zu deutsch: psychiatrische Krankengeschichten, mögen in ärztlichen Archiven und psychiatrischen Fachblättern ihren Platz haben — dort mögen sie der Wahrheit dienen, die voraussetzungslos und unbarmherzig sein muß; in der Öffentlichkeit vermögen sie aber nur einen schlechten Eindruck hervorzurufen und niemandem zu dienen — am allerwenigsten dem Ansehen des ärztlichen Standes. Legenden vermögen die Wahrheit oft besser zu interpretieren als „historische Tatsachen", ganz abgesehen davon, daß der Glaube an die „Legende" ungeheure sittliche Kräfte in Bewegung zu setzen ver mag, während die subtile Kenntnis des geschichtlichen Ereignisses nur für den Kundigen, der im Zusammenhang zu lesen versteht, von Bedeutung ist.

Ich bin der Meinung, daß durch solche Unvorsichtigkeiten ärztlicher Autoren dem Ansehen des ganzen Standes mehr geschadet wird, als durch die „medizinischen" Kriminalromane, die von Laien verfaßt sind und die Untaten ärztlicher Verbrecher demonstrieren sollen.

Gelegentlich der Besprechung des Themas „Arzt und Verbrechen" wurde schon darauf hingewiesen, daß es die Eigenart des ärztlichen Berufsstandes mit sich bringt, daß sich in seinen Reihen auch zahlreiche Menschen finden, die psychisch besondere Eigenarten aufweisen. So ist auch in der modernen Literatur das Kapitel über die Psychopathen unter den Ärzten recht ausgedehnt. Richtig gewürdigt könnte dieses Thema nur

von einem Dichter werden, der zugleich Arzt ist und womöglich auch über eine psychiatrische Schulung verfügt. Da jedoch die meisten schöngeistigen Autoren, die darüber schreiben, medizinisch im allgemeinen und psychiatrisch im besonderen Laien sind, und da es sich bei ihren Erzeugnissen nicht um exakt psychiatische Abhandlungen handelt, sondern um Romane, so ist es also verständlich, daß die Gerechtigkeit und oft auch der Geschmack zu kurz kommen zugunsten der Beweglichkeit der Handlung und der Farbigkeit der Darstellung. Ebenso wie bei der Darstellung des Arztes als Verbrecher ist es auch hier für die Dichter oft recht schwer, die Grenzen der literarischen Ästhetik zu beachten, wenigstens legen die häufigen Überschreitungen der Grenzen den Schluß nahe. Enge Beziehungen bestehen zu dem Kapitel „Arzt und Verbrechen". Das liegt in der Natur der Sache; denn die meisten Verbrecher sind Psychopathen, nur wird hier die geistige Abnormität leicht überdunkelt durch den schweren Eindruck des Verbrechens. Kommt es nicht zu einer gesetzlichen Entgleisung, so tritt das abnorme psychische Verhalten stärker in Erscheinung. Ganz besonders ist das der Fall bei den Mitgliedern eines geistig und soziologisch so exponierten Standes wie es der ärztliche ist.

Wenig kennzeichnend ist Elsa Maria Buds Roman „Doktor Gallieni". Der Arzt, der diesen Namen trägt, ist Chirurg aus perverser Veranlagung, er ist Sadist. Operation bedeutet für ihn Blutrausch und eine negative „Sublimierung" seines krankhaften sexuellen Triebes. So ist es kein Wunder, daß auch seine Ehe zerbricht, da er (mit Recht) der Meinung ist, daß er auf Nachkommenschaft verzichten müsse. Auch die Psychoanalyse spielt in dem Buch eine Rolle, vermag aber in dem Zustande des Dr. Gallieni nur ganz vorübergehende Besserung zu bewirken, wie dies auch sachlich nicht anders zu erwarten war. Recht mystisch mutet der Schluß des Buches an, in dem ein Paralytiker die Frau des Chirurgen ermordet, dieser aber aus einem unklaren Schuldgefühl heraus das Verbrechen des Geisteskranken auf sich nimmt, um fortan sein Wirken in selbstlosester Nächstenliebe zu erschöpfen. Es wimmelt in dem Roman von Unwahrscheinlichkeiten und Konstruktionen, vieles ist geradezu an den Haaren herbeigezogen, und die literarische

Schicksalsspielerei mit den Begriffen Paralyse, krankhafte Veranlagung, Blutrausch macht das Ganze zu einer Art tragischem Kasperletheater, hinter dessen Kulissen ein finsteres, schicksalbestimmendes Wesen agiert und die menschlichen Marionetten in einem keineswegs überzeugenden Spiel hin- und herschiebt.

Ebenso verkrampft ist die Handlung in Hildenbrandts Roman „Hochstapler", in dem er einen psychopathischen Assistenzarzt eines in der Nähe Berlin gelegenen Altershospitals eine schwere Gehirnerschütterung erleiden läßt, die diesen selbst zu einem Insassen der Anstalt macht, an der er früher als Arzt wirkte.

Mit ganz großen Motiven arbeitet Hans Hopfen in seinem Buch „Das Allheilmittel". Professor Hubert, der als kenntnisreicher, bedeutender Internist geschildert wird, hat ein Allheilmittel gefunden, das angeblich verschiedene Erkrankungen günstig zu beeinflussen vermag. Die Anwendung des Mittels bei Menschen hatte jedoch in den meisten Fällen deren Tod zur Folge, und schließlich stellt sich heraus, daß es sich gar nicht um ein Heilmittel handelt, sondern um die „Erfindung" eines Paralytikers. Sachlich und psychiatrisch gesehen ist das Buch eine Sammlung von Unwahrscheinlichkeiten.

Ein Geisteskranker ist auch der Arzt Skagedalen in Bürgels „Gespenstern". Gehirnphysiologie, Spiritismus und Okkultismus werden zusammengebraut, aber leider ist der sehr tüchtige Dr. Skagedalen ein Maniakus, und so gehen schließlich seine außerordentlichen Erkenntnisse verloren, zumal der Autor der Gründlichkeit halber eine böse Feuersbrunst bei dem Zerstörungswerk wirkungsvoll nachhelfen läßt.

Adele Gumberg schildert in ihrer Novellensammlung „Morphium" den jungen Dr. Turnau, der schwerer Morphinist ist. Trotz seiner Sucht ist er jedoch zunächst noch ein tüchtiger Arbeiter, der seine Krankheit geschickt geheimzuhalten versteht. Schließlich scheidet er freiwillig aus dem Leben, als er begreift, daß es für ihn keine Befreiung mehr von dem Gift gibt.

Ein Morphinist ist auch der Träger der Handlung in Bernstorffs Abenteurerroman „Doktor Schall jagt nach dem Gift". Es wird die Geschichte des völlig dem

Rauschgift verfallenen Berliner Arztes Dr. Schall erzählt, die in ihren bunten Begebenheiten Karl Mays Produktionen mühelos in den Schatten stellt. Es wird wahllos bunt durcheinander erzählt von märchenhaften Rauschgiftschätzen, die sich in den Händen internationaler Händlerbanden befinden, und die in allen Teilen der Erde ihre „Niederlassungen" und „Tresore" haben; sogar in der Wüste Sahara liegt ein solches Versteck, in dem das Gift hundertkilogrammweise aufgestapelt ist; von chinesischen Opiumkellern und ihren Gefahren, von Mädchenhändlern und Verschleppungen in die Bordells Südamerikas und freilich nicht zuletzt von der klugen und überlegenen Art, mit der Dr. Schall — manchmal allerdings im Schweiße seines Angesichts — alle Fährnisse sieghaft überwindet. Das Buch steht literarisch auf der Höhe eines immerhin fesselnden Kriminalreißers; künstlerischer und sachlicher Wert kommt ihm nicht zu, wenn auch die Symptome des Morphinismus als Krankheit gut und stets richtig gesehen sind.

Frank Thieß' Buch „Angelica ten Swaart" gehört zu den eigenartigsten und zugleich schönsten Werken des modernen deutschen Schrifttums. Eine Eingruppierung in eines der Kapitel dieser Arbeit ist nicht möglich: es sei denn, daß man dieses Kapitel überschriebe: „Der Arzt als Tod". Nur einem so großen Künstler wie Frank Thieß konnte ein solches Werk gelingen, nur er konnte die verwickelten seelischen Vorgänge wiedergeben und sie in meisterhafter Schilderung dichterisch auswerten. Und auch nur er durfte es wagen, die klare Realität einer durchsichtigen Handlung langsam und fast unmerklich ins Legendenhafte, Metaphysische hinübergleiten zu lassen. — Der reiche holländische Kammerherr ten Swaart verheiratet seine einzige Tochter Angelica an einen erfolgreichen Arzt, Dr. Percival Morr, der durch sein Buch „Die Ethik des Sterbens" großes Aufsehen erregt hat. Die festen, straffen Striche, mit denen die Gestalt des Dr. Morr zu Beginn der Erzählung gezeichnet ist, verflüchtigen sich im Verlaufe der Handlung immer mehr und schließlich formen sie die vagen Umrisse einer Figur, in der man eine menschliche Inkarnation des Todes erkennt. So geht von Dr. Morr, der nicht nur ein bedeutender Philosoph, sondern auch ein hervorragend tüchtiger Arzt ist und

sogar Leibarzt der Königin wird, ein düsteres Fluidum des Unheimlichen aus, das aber kein Grauen erzeugt, sondern eher das Gefühl einer unbestimmten Trauer. Eines Tages bemerkt Dr. Morr — man beachte schon die düstere Härte des Namens, der an „Mord" anklingt — auf seiner Hochzeitsreise, daß die wunderschöne Blüte einer Feuerlilie die Freude seiner jungen Frau erregt hat. Zuvorkommend bricht er die Blume und will sie ihr reichen — da läßt die Pflanze schon den Kopf sinken und verdorrt noch in seiner Hand. Ein Freund Morrs, der während der Hochzeitsreise mit dem Paar zusammentrifft, wird von Angelica als „Teufel" empfunden, und mit Entsetzen stellt sie fest: „Ich habe den Tod als Gatten, dessen Freund der leibhaftige Teufel ist." Morr hat etwas Kaltes, ewig Feierliches an sich — man kann sich ihn nicht anders vorstellen als im dunklen Anzug und einer gemessenen Freundlichkeit im Wesen. Das ist gerade das Merkwürdige an ihm: Er ist stets freundlich, ja sogar liebevoll zu seiner jungen Frau, er versteht sie völlig — es hat sogar den Anschein, daß er in ihren Gedanken lesen könne wie in einem Buch; denn auf Fragen, die sie sich in tiefstem Geheimnis vorlegt, antwortet er mit klaren, wohlgeordneten Gedankengängen; Zweifel, die ahnungsvoll in ihr aufsteigen, beseitigt er mit ruhiger Überlegenheit; verborgenste Ängste beschwichtigt er mit wenigen Sätzen, deren Ideen wie Kugeln mitten ins Schwarze treffen, von gedanken- und gefühlsmäßiger Logik sind und so kein Weiterspinnen ihrer Befürchtungen zulassen. Es scheint für ihn kein Geheimnis zu geben, er fühlt und sieht die Geschehnisse voraus. So unternimmt er auch nichts, als Angelica von ihm flieht; nach zwei Tagen kommt sie wieder zurück, von einer unwiderstehlichen Sehnsucht zu ihm getrieben, die schon fast Liebe ist. Sogar die sexuelle Liebe der spröden jungen Frau vermag Morr zu wecken. Sie hatte ihn o h n e Liebe geheiratet, nur gehorsam dem Willen ihres Vaters, des Kammerherrn — und zuerst hatte sie geglaubt, ihren Mann verabscheuen zu müssen, aber das war schnell anders geworden. Ihre Abneigung hatte keine Resonanz in dem Wesen Morrs gefunden — es gab da keine Angriffsflächen; wo sie Widerstand erwartet hatte, war leerer Raum. Morr war untadelig als Mensch, als Liebhaber und als Gatte. Ebenso un

tadelig war er als Arzt. Nur schaffte diese restlose Vollkommenheit die eigentümliche unirdische Atmosphäre, die ihn umgab. Diese Fremdheit beruhte auf seinem Mangel an menschlichen Schwächen und Nöten. Er war immer Herr der Lage, alle Schwierigkeiten schlug er mit der flachen Hand nieder. Angelica ahnt das alles mehr, als daß es ihr gedanklich klar wird:

„Was denkst du von mir?"
„Du bist ein anderer."
„Ein anderer?"
Sie, leise, fast kaum um die Bedeutung des Wortes wissend: „Der andere." —

Dr. Morr war auf der Hochzeitsreise zu einem Kranken gerufen worden, und da es sich um einen Schwerkranken handelte, war er auch hingegangen. Als der Arzt in das Hotel zurückkam, fragte Angelica ihn nach dem Befinden des Patienten. „Er starb, als ich an sein Bett trat!"

Als die junge Frau ihren Gatten mit seinem Freund, dem „Teufel" zusammen sprechen sieht, schießt ihr der Gedanke durch den Kopf: „Sie verachten mich, weil ich nur ein Mensch bin." — Eines Abends, als sie auf der Hotelterrasse sitzen, fragt Angelica ihren Gatten gerade heraus: „‚Der Tod, gibt es den überall? Tod oder Unsterblichkeit?' Percival Morr wendet langsam sein Antlitz ihr zu, mit ruhigem, ernstem Auge, doch voller Freundlichkeit, fast voller Güte. Eine Sekunde, zwei Sekunden dauert dieser Blick. Dann sagt er: ‚Tod ist Formwechsel. Das Ende irdischen Lebens, eine Wegbiegung in der Unsterblichkeit alles Seienden, des Meteors wie der Menschen. Eine unwesentliche Verwandlung im Organischen, im Seelischen, im Geistigen auftretend, Kosmos ist Gewoge ungeheurer Kurven, Kreuzungen zweier Linien, einer sichtbaren und einer für den Menschen noch nicht sichtbaren. Der Tod ist kein ‚Tod'. Es gibt keinen.'

Angelica friert. ‚Gibt es', stammelt sie ‚ein Wiedersehen?'

Morr lacht ganz leicht auf. Nicht spöttisch. Seine Hand gleitet leise über den Tisch hinüber zu der ihren, berührt sie sanft, während er mit unnennbar tiefem Blick leiser als alles Vorhergehende sagt: ‚Menschlein.'

Angelica hebt das Auge und sieht ihren Gatten an. Auf einmal begreift sie alles. Es stürzt wie Mauern vor ihr nieder. Sie glaubt zu wissen, mit wem sie an einem Tische sitzt, erkennt ihr Schicksal und hält es zitternd in Händen."

Bald darauf stirbt Angelica bei der Geburt des Kindes, das sie Morr schenkt.

III. Schlußwort.

Fassen wir das Ergebnis dieser Untersuchung, die auf Anregung von Prof. Diepgen, Berlin und mit seiner Förderung entstand, zusammen, so stehen die Autoren dieser schönen Literatur dem Arzttum zum größten Teil freundlich und anerkennend gegenüber. Die Andersdenkenden sind in der Minderzahl. Meist handelt es sich bei den letzteren um Schriften, denen man einen deutlich tendenziösen Charakter nicht absprechen kann. Wir glauben auch ohne Voreingenommenheit sagen zu können, daß sie nicht nur zahlenmäßig, sondern auch qualitativ hinter den ersteren zurückbleiben.

Der in der Praxis stehende Arzt erfährt Dank und Undank von seinen Kranken. Er weiß um die Spannung, die in jedem Patienten in seinem Gefühl zu ihm ruht, zwischen dem Vertrauen und der dankbaren Hingabe an den Helfer und einer meist nur unterbewußten, manchmal bis zum Haß ausartenden Abwehrstellung gegenüber dem Mann, vor dem es keine Geheimnisse gibt, vor dem man sich bloßstellen, sich manchmal geradezu geistig prostituieren muß. Diesen, wie gesagt, meist nur unterbewußten Konflikt glauben wir zur Erklärung für vieles heranziehen zu können, was uns in der betrachteten Literatur an unerfreulichem Mißverstehen für unseren Beruf begegnete.

Lebenslauf.

Geboren 25. Juli 1913 als Sohn des Kaufmannes Fritz Wittmann zu Frankfurt a. M.

1924: Ostern Abiturientenexamen an der Liebig-Oberralschule zu Frankfurt a. M.

1924—1929: Medizinstudium an der Universität Frankfurt a. M.

1929: Staatsexamen.

1930: Med. prakt. auf der chirurgischen Abteilung des Heiliggeist-Hospitals, Frankfurt a. M., und auf der Medizinischen Abteilung desselben Krankenhauses.

1930: Dezember Approbation.

1931: Assistenzarzt an der chirurgischen Abteilung des Diakonissen-Krankenhauses, Frankfurt a. M.

1932: Assistenzarzt am Sanatorium Dr. Sprengel, Obernigk (Schlesien).

1933. Assistenzarzt auf der Inneren Abteilung des Krankenhauses Birkenwerder (bei Berlin).

1934: Assistenzarzt an der Heil- und Pflegeanstalt Tapiau (Ostpr.).

Seit Mai 1934 Vertretungen von Ärzten gemacht.

Seit 15. Oktober 1934 als praktischer Arzt in Neuruppin niedergelassen.

Berlin, 13. Dezember 1934.